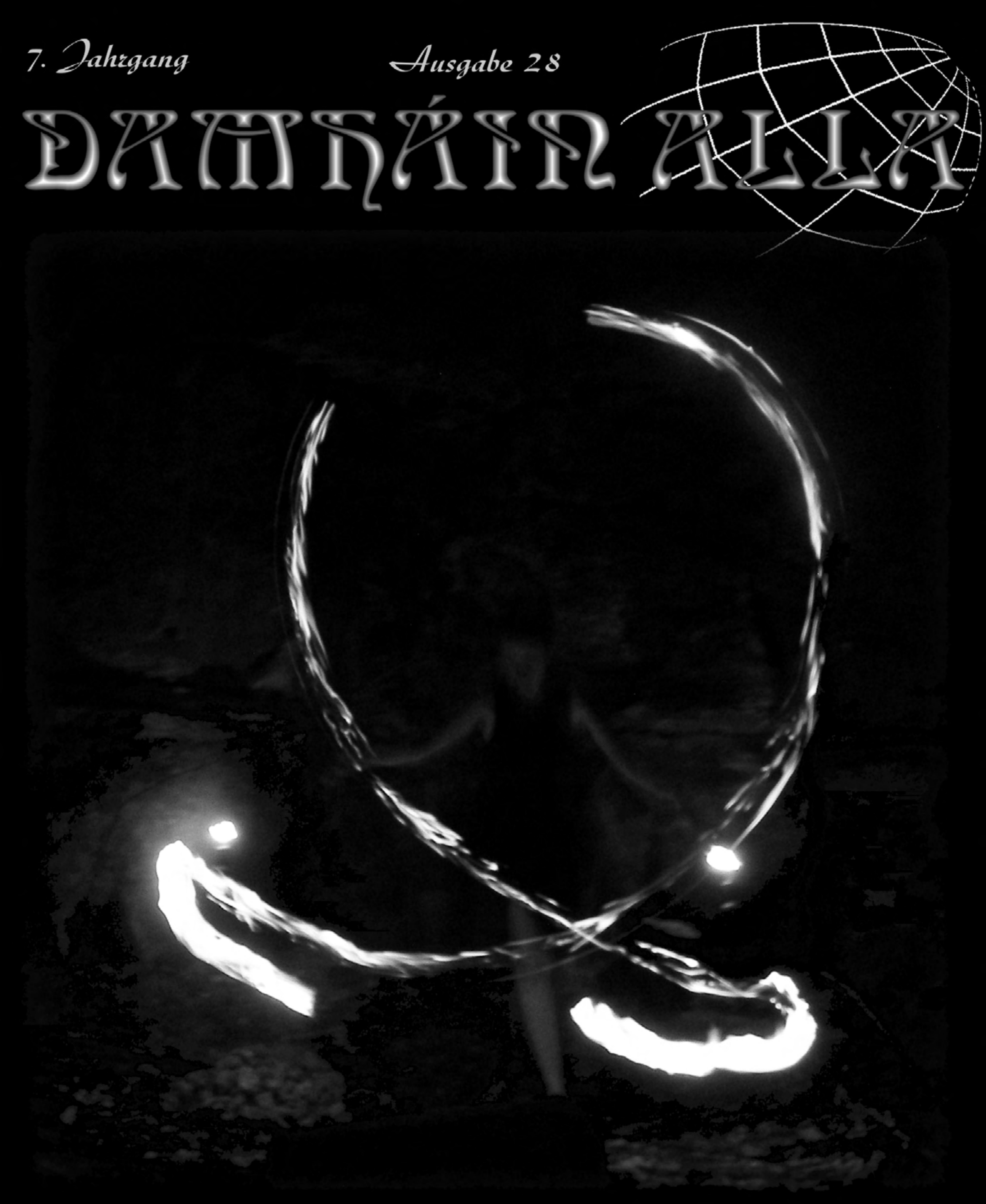


Ausgabe Beltaine

Allein sitze ich hier im Dunkeln. Der Frühling zieht langsam ins Land ein und dennoch ist es noch nicht richtig warm. Eine leise Brise spielt flüsternd mit dem Gras, aus dem Wald hinter mir höre ich die Stimmen der Vögel und aus der weiten Ferne dringen die Geräusche der Stadt in mein Ohr.

Ein Frösteln durchzieht meinen Körper. Also mache ich mich ans Werk, zünde den kleinen Zunderhaufen vor mir an und schaue zu, wie die zuerst sehr kleinen, zurückhaltenden Flammen, langsam aber sicher anwachsen. Ich beobachte den emporsteigenden Rauch und die kleinen Funken, welche nach oben gen Himmel fliegen. Erste Flammen züngeln sich an den Ästen entlang, lecken gierig an ihnen, wandeln zielstrebig Holz zu Asche. Fasziniert schaue ich in die Glut, welche sich nach und nach am Boden des Feuers bildet, beobachte die verschiedenen Töne von Gelb, Rot und Orange, kann sehen, wie sie sich wandeln, verändern und immer wieder aufs Neue ein anderes Bild in der glimmenden Glut entstehen lassen.

Ich schließe die Augen und genieße die vom Feuer aufsteigende Wärme, spüre, wie sie langsam in meine Glieder dringt und fühle, wie das Leben neu in mir erwacht. Die Kälte weicht aus meinem Körper, ich kann regelrecht spüren, wie mir das Blut heiß und pulsierend durch die Adern rinnt. Mit jedem Atemzug fühle ich mich lebendiger, gelassener, freier. So wie der Frühling nun endlich den Winter ablöste, lösen jetzt das Leben und die Wärme die kalte Erstarrung in mir ab. Lust und Leidenschaft erwachen, lassen mich tanzen, wärmen mir das Herz, welches sich so sehr nach der Sonne und nach Liebe sehnte.

Und ich weiß, ich bin nicht allein...



Impressum

Herausgeber:
Beatrice Reinhold
Reichenhainer Straße 47
09126 Chemnitz

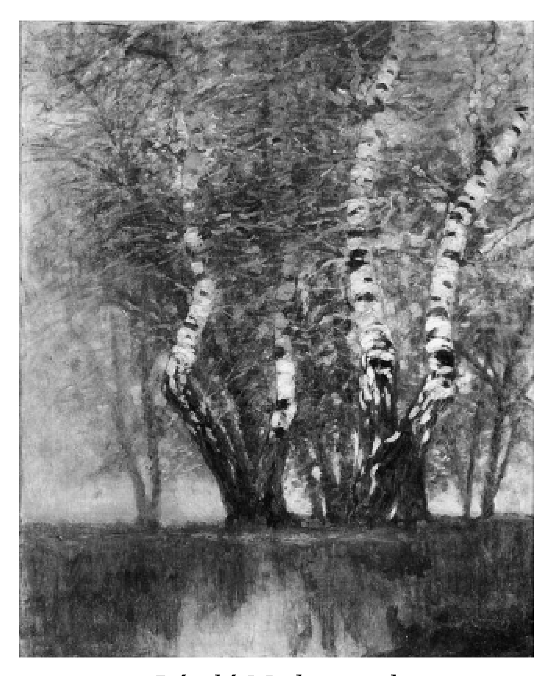
Verantwortlicher Redakteur:
Julia Olias

Layout und Internetpräsenz:
Carsten Weinert

Inhaltsverzeichnis

„Beith, Beithe, edle Bedwen, anmutige Birke, du königliche, die sich erst spät bewaffnete, ein Zeichen nicht von Feigheit, sondern von hohem Stand, letzter Zweig, hilf mir zu erschaffen.“[1]

Als ich noch klein war und meine Oma mir noch Märchen erzählte, hatte ich vom Märchenwald immer dieses ganz bestimmte Bild, das wir auch aus zahlreichen russischen Märchenfilmen kennen: einen Wald ganz und gar aus Birken, ihr Laub vielleicht schon golden, den Boden des Waldes jedoch auf alle Fälle mit rot aufblitzenden Fliegenpilzen bedeckt. Darin stakte dann der Protagonist meines Märchens meist ein wenig ängstlich und unbedarft umher und ich konnte mir sicher sein, dass gleich irgendeine ganz wunderbare Wesenheit erscheinen und zum Suchenden sprechen würde.



László Mednyanszky
Birken, um 1919

Die Birke ist ein Baum des Nordens, weiß wie der Schnee, und in den warmen Ländern des Mittelmeers fremd. Ihr Name ist einer

[1] Douglas Monroe: Merlins Wiederkehr, S. 44.

Die Birke
Der weiße Lebensbaum des Nordens

der ältesten Baumnamen überhaupt. Sogar im Altindischen *Bhurjas* ist er noch enthalten und verweist damit auf eine Zeit, in der die Inder noch weit entfernt von ihrer heutigen subtropischen Heimat siedelten. Hauptsächlich finden wir die Birke auf der Nordhalbkugel; in Europa prägt ihre zierliche, weiblich anmutende Gestalt vor allem den Norden Russlands, die Küsten der Ostsee, Skandinavien, Nordfrankreich und die Britischen Inseln. Im Gegensatz zu anderen Bäumen trägt sie in den zahlreichen Sprachen ihres Verbreitungsgebietes immer den gleichen Namen: *Bircha* im Althochdeutschen, *Birch* im Englischen, *Bjerk* im Norwegischen, *Berëza* im Russischen, *Bouleau* im Französischen, *Berzas* im Litauischen.

Bei den nordischen Völkern genoss die Birke höchste Verehrung, galt als beseeltes Wesen, wie uns besonders gut die alten Volkslieder der Litauer, Letten und Esten zeigen:

Das Birklein fordert das Mädchen auf:
„Komm Mägdlein, einen Ast schneiden;
Schneide, Mägdlein, was du willst,
Schneide nicht den Wipfel ab,
Lass den Wipfel bleiben
Für die Gottessöhne sich zu schmücken.“[2]

Was aber, wenn unser Mädchen den Wipfel doch abgeschnitten haben sollte?

[2] C. A. Winter: Die Birke im Volkslied der Letten, S. 1ff.

„Warum werd ich, Mütterlein,
Eines alten Mannes Gattin?“
„Hast es, Tochter, selbst verschuldet
Da du brichst der Birke Wipfel.“

Lässt man den Wipfel stehen, so darf man die Ruten jedoch gern nutzen, sowohl für ganz profane Zwecke, als auch für die Wahrsagerei. Doch man sollte vorher immer um Erlaubnis gefragt haben, sonst teilt man das Schicksal dieses Hütejungen, der sich einen Kranz aus Birkenruten band, ohne gebeten zu haben:

„Wollt’ ich hätt’ es nicht geflochten,
Nicht die Herd’ vorbei getrieben!
Fangen wollten mich die Fremden
Für das Winden meines Kränzleins!“

Die Birke ist in diesen alten Liedern ein Symbol des Lebens. Ihren Wipfel darf man nicht brechen, da er den Vögeln als Nistplatz dient, die ja Boten zwischen Himmel und Erde sind. Diese Begründung begegnet uns noch in zahlreichen weiteren baltischen Volksliedern, doch nicht nur dort. Im finnischen Heldenepos *Kalevala* fällt der Held Väinämöinen alle Bäume, nur die Birke lässt er stehen und zwar mit der Begründung, dass auf ihr die Vögel Ruhe fänden, sich der Adler auf sie setze. Doch prinzipiell könnten sich die Vögel ja auf alle Bäume setzen; die Birke scheint uns dafür nicht besonders prädestiniert. Auch der alte lettische Brauch, das erste gemeinsame Herdfeuer der Neuvermählten mit Birkenholz zu entzünden, reiht sich hier mit ein. Wieder wird der Birke eine große Bedeutung zugeschrieben, die sie vor allen anderen Holzarten auszeichnet, doch scheint der ursprüngliche Sinn verloren gegangen zu sein.

Weltenbaum des Nordens

Warum gilt die Birke in Nordeuropa offensichtlich als ein Lebensbaum? Dazu hat A. C. Winter 1899 eine spannende Theorie aufgestellt: Er erklärt die nordeuropäische Verehrung und das hohe Alter das Namens damit, dass die Birke zu den ersten Pflanzen zählte, die nach dem Ende der Eiszeit die vom zurückweichenden Eis freigegebenen Ebenen des Nordens eroberten.
Sie gab den Menschen alles: Wenn sie Holz brauchten, so war es das Holz der Birke; Flechtwerk und Stangen für Zelte stammten von der Birke, Taschen, Gefäße und Teile der Kleidung wurden aus Birkenrinde gefertigt. Und wenn ein Vogel ausruhen wollte, so blieb ihm in der Tat meist nur ein Birkenwipfel. So wurde der weiße Baum zu einem engen Freund des Menschen im Norden und wurde dementsprechend von ihm verehrt und beseelt. Sind es rund um das Mittelmeer vor allem die Eichennymphen, denen besondere Macht zugesprochen wird, so ist es in Nordeuropa der Geist des Birkenbaums, der *Köwer* oder *Lemmes*. Ihn kann man leicht verärgern, wenn man sich seinem Baum respektlos nähert, andererseits zeigt er sich für ihm erwiesene Wohltaten stets erkenntlich und ist hilfsbereit. Noch bis in die neuere Zeit waren Birkenhaine nahe der Gehöfte nicht unüblich und noch Olearius schrieb 1633, er habe auf seiner Reise nach Moskau beobachtet, wie die „Undeutschen“ in Estland bestimmte Bäume ausschnitten, die Wipfel aber stehen ließen, sie anschließend

mit roten Bändern schmückten und zahlreiche Gebete an sie richteten.

Die gewaltige Kraft des *Lemmes* zeigt uns auch eine Sage der sibirischen Jakuten: Einst lebte ein altes, reiches, aber kinderloses Paar in einer Jurte inmitten des Waldes. Da sie alt und krank waren und sich nicht mehr selbst versorgen konnten, baten sie die auf einer nahen Rodung stehende Birke *An-doi-du-itschyte* („Eingang zum Erdbeschützer") um Hilfe. Sie sollte ihnen einen Sohn schenken, der sie pflegen und einst ihr Erbe antreten sollte. Die Krone dieser Birke reichte bis weit in den Himmel hinauf und sie hatte den beiden Alten bis dato alles geschenkt, was sie zum Leben brauchten: Milch, Butter, Fleisch und Fisch. Da der Jakute so klagte und weinte, spaltete sich der Stamm und in Gestalt einer wunderschönen Frau trat der Baumgeist hervor. Er wies den Bittenden an, auf der Lichtung zu graben, und in der Tat fand der Alte bald einen schwarzen Stein, aus dem ein silberner Knabe mit goldenem Haar entsprang, der rasend schnell heranwuchs. Im späteren Verlauf der Sage sollte sich der so Gesandte noch bitter bei der Birke beklagen, dass sie ihn aus den Gefilden des Himmels zur Erde herabgerufen hatte. Der Baumgeist der Birke war kein geringerer als der Geist des Weltenbaumes und wie wir sehen, hatte er die Macht, göttliche Wesen auf die Erde hinabzubefehlen.

Die Birke ist also der mächtige Lebensbaum des Nordens und diese Rolle kommt noch an einer ganz anderen Stelle zum Vorschein, einer, die ihr, liebe Leser, sofort mit Russland oder Skandinavien in Verbindung bringen werdet: der Sauna oder Badstube.
Sie war ein Ort der Reinigung, nicht nur in körperlicher Hinsicht, und neben der Herdstelle der zweite heilige Platz des Hauses. Hier lebte nach slawischen Vorstellungen der *Domovoj*, der Schutzgeist des Hauses, hier fanden nicht nur Bäder, sondern auch Geburten und heilende Behandlungen statt. Und bei alldem durften die harzigen, wohlriechenden Birkenzweige nicht fehlen. Schlug man den Leib damit, so hatte (und hat) es reinigende Wirkung. Der Glaube an die magische Kraft der Badstube war so groß, dass die Letten glaubten, ein Blitz werde nie wagen, in sie einzuschlagen.

Volkstümliches Symbol des Lebens

Die Birke ist ein Symbol der Fruchtbarkeit. Im Frühling ist sie einer der ersten Bäume, die Knospen und frische Triebe tragen. Deshalb gilt sie im deutschen, skandinavischen und slawischen Volksglauben in erster Linie als Frühlingsbaum, als Vorbote sommerlicher Freuden und Künder des wiedererwachenden Lebens. Zum symbolträchtigen Maibaum wird deshalb vielerorts eine mit bunten Bändern, Brezeln und Eiern geschmückte Birke erkoren, die im Zentrum des Dorfes aufgerichtet und umtanzt wird. In manchen Gegenden Russlands war es sogar Pfingstbrauch, die Birke in vielerlei bunte Gewänder zu kleiden und so zur segnenden Pfingstkönigin zu machen.

Bereits die Römer nutzten Birkenzweige bei der Einführung ihrer Konsuln, um deren Amtszeit mit Segen und Glück zu sichern. Der Birke werden also auch Glück bringende Eigenschaften nachgesagt. Deshalb werden beim Bau von Häusern zum Richtfest oft Birken auf dem Dachstuhl platziert.
In der Walpurgisnacht wurden Birkenruten für allerlei Zauber genutzt. Die Ställe und Häuser schützte man mit angesteckten Birkenzweigen gegen die Umtriebe der Hexen und Geister; gleichzeitig sollten leichte Schläge auf Hüfte, Kreuz und Euter das Vieh animieren, viel Milch zu geben und sich reichlich zu vermehren. Das Gleiche galt übrigens für Schläge, die die Frauen den Männern oder umgekehrt die Männer den Frauen versetzten. Als solch eine Lebensrute fand

die Birke nicht nur ihres frühen Grünens wegen Verwendung, sondern auch, weil sie im Frühjahr ganz besonders safthaltig ist und die Flüssigkeit beim bloßen Anstechen des Baumes reichhaltig aus ihr hervorquillt.

Und auch anderweitig kam sie ihrer Rolle als Beschützerin nach: Mischte man die Blätter dem Vieh ins Futter, wurde es nicht krank, Zweige im Herdfeuer schützten vor Unwetter, verräucherte Blätter oder Birkenreiser vor Ungeziefer. Die dünnen Zweige der Birke wurden einst überall in Europa zum Abstecken von Grenzen genutzt. Gebunden als Rute dienten sie zum Auspeitschen von Delinquenten, nicht nur, um sie zu bestrafen, sondern auch, um zu reinigen und die bösen Geister auszutreiben. Generell wurden früher die Besen meist aus ihren zarten Zweigen gebunden; auch der klassische Hexenbesen bestand daher aus Birkenreisig. Dass es verwendet wurde, verdankt es wohl nicht nur seiner Biegsamkeit, sondern auch dem Glauben, dass man mit der Birke das Böse aus dem Haus kehren könne. Natürlich taucht der Birkenreisigbesen daher auch als Mittel gegen die Hexen auf, was schon etwas paradox ist. Noch heute sieht man in ländlichen Gegenden Russlands alte Mütterchen frühmorgens mit dem Birkenreisigbesen den Treppenabsatz vorm Haus fegen. Sie vertreiben die bösen Geister.

Die Birke gilt also als Freund des Menschen und Gegenspieler böser Geister. Das hat nicht nur mit ihrer Rolle als früh blühender und robuster Lebensbaum zu tun, sondern auch mit einem besonderen botanischen Merkmal: ihrer weißen Farbe, die in der Nacht Orientierung schenken kann. So ist die Birke allein ihrer Rinde wegen schon ein Gegenspieler des Irrlichts und anderer dämonischer Mächte, die geeignet sind, einen Menschen zu verwirren, vom Wege abzubringen und ins Verderben zu locken.

Botanisches

Botanisch betrachtet gehört die Birke (*Betula*) neben Haselstrauch und Schwarzerle zur Familie der Birkengewächse. Allen drei Bäumen kommt im Volksglauben verschiedener europäischer Regionen große mythische und magische Bedeutung zu. Während Hasel und Birke beide für Frühjahr, Zeugung und Fruchtbarkeit stehen, trägt die Erle eher düstere Züge, ihr Geist gilt als Schadgeist und steht in Verbindung zum Totenreich.

Insgesamt umfasst die reich gegliederte Birkenfamilie mehr als 60 Mitglieder, die vor allem in Ostasien und Nordamerika gedeihen, unter anderem die Schwarz-, Gelb- und Papierbirke. Einige dieser Arten sind als Ziergewächse inzwischen auch in Europa eingeführt worden, welches ursprünglich von nur zwei Arten beherrscht wurde, der Weiß- und der Moorbirke. Die weiter verbreitete Weißbirke, unsere Birke schlechthin, unterscheidet sich von der dunkleren Moorbirke durch hängende Zweige und größere Blätter. Ihre Zweige sind im jungen Alter von warzigen Harzdrüsen besetzt. Die schlanke, frauliche Gestalt des Baumes wächst bis zu 30 Meter hoch. Das typischste Merkmal der Birke ist jedoch die glatte, weiße Rinde der jungen Stämme, welche im Alter immer weiter zerfurcht und dabei immer schwärzer wird.

Susanne Fischer-Rizzi schrieb über diesen uns an das menschliche Altern erinnernden Prozess: *„Als junger Baum ist sie am schönsten. Später gleicht sie einer alten Frau, die ihre Falten mit viel Schminke zu verstecken versucht."*[3]

Die Birke mag helle Standorte, meist zwischen anderen Laubbäumen, am lichten Waldrand oder im Kahlschlag und zeichnet sich durch schnelles Wachstum aus. Sie

[3] Susanne Fischer-Rizzi: Blätter von Bäumen, S.19.

wächst als Baum oder Strauch. Ihre Blätter sind wechselständig, eiförmig und am Rand gesägt mit kurzem Blattstiel, ihre Blüten stehen in Kätzchen, wobei die männlichen herabhängen und so leicht zu erkennen sind.

Feuchtigkeit und Bodenbeschaffenheit sind ihr nicht wichtig; sie wächst auf Heiden genauso gut wie in Mooren. Dieser Anspruchslosigkeit wegen nennt man sie auch das Unkraut unter den Bäumen, doch das wird ihr nicht gerecht. Viel eher sollte man sie als Pionierpflanze loben, denn wie wir schon feststellten, ist sie einer der ersten Bäume, die unwirtliche Gegenden, wie Geröllhalden oder Brandflächen besiedelt. Zusammen mit der Gemeinen Waldkiefer bedeckte die Birke nach der letzten Eiszeit unermessliche Landstriche Eurasiens und Nordamerikas. Relikte davon kann man noch heute in den Weiten Nordrusslands begutachten, die aus scheinbar endlosen Birkenwäldern bestehen. Bis zum heutigen Tag ist sie der neben der Weide einzige Baum auf Island und Grönland.

Heil und Heilung

Ihrer mythischen Bedeutung als Baum des Lebens wegen wurden der Birke vor allem in Russland mannigfache Heilkräfte zugeschrieben, einige davon, rein wissenschaftlich gesehen, vielleicht zu Unrecht. Die Volksmedizin kannte das Birkenwasser zum Beispiel als Mittel gegen Magenkoliken und empfahl Zuckerkranken einen Teeaufguss der Blätter. Letztere Anwendung basiert wahrscheinlich auf der tatsächlich vorhandenen wassertreibenden Wirkung der jungen Blätter, die unter anderem reich an Gerb- und Bitterstoffen sind. Sie finden daher auch Verwendung als Tee bei Entzündungen der Nieren und der Blase. Zwei gehäufte Teelöffel Birkenblätter sollten dafür mit einem Liter kochendem Wasser übergossen und nach zehn Minuten abgeseiht werden. Auch bei Rheuma, Nieren- und Blasensteinen, Gicht, Wassersucht und Arthritis soll er angeblich Linderung verschaffen und kann begleitend getrunken werden.

Die innere Rinde enthält viel Zucker und Öl und ist sehr vitamin- und mineralsalzhaltig. Sticht man sie kurz nach dem letzten Frost an, kann man den wohlschmeckenden und nahrhaften Birkensaft gewinnen. Dafür steckt man ein Röhrchen in das Bohrloch, hängt einen Blechbehälter darunter und kann auf diese Weise zwischen einem und fünf Litern Saft pro Tag gewinnen, bis zu zwei Wochen lang. Den Saft kann man nicht nur trinken, sondern auch als Haarwasser gegen Schuppen und Haarausfall anwenden. Nach dem Anzapfen des Baumes verschließt man das Loch wieder, zum Beispiel mit einem zurechtgeschnitzten Stöckchen, damit sich der Baum besser erholen kann. Ebenso gut kann man übrigens einen Zweig abschneiden und den Saft von dort in eine Flasche rinnen lassen. In Zeiten des Hungers bildete die innere Rinde eine Notration für die leidende Bevölkerung. Dazu wurde sie herausgeschält und als Nahrung zerkaut; zudem diente sie als Wundverband. Der alte Aberglauben, dass derjenige, der zu viel Birkensaft trinke, Kopfläuse bekomme, geht sicherlich auch auf diese Notzeiten zurück. Die Läuse waren natürlich keine direkte Folge des Birkensafttrinkens, sondern eine der Mangelernährung, die dann auch dazu führte, dass die Hungernden mit Birken ihre ärgste Not zu lindern versuchten.

Verschwelt man Birkenrinde und dünne Zweige in einem Gefäß über der Glut, wandeln sie sich in Birkenteer und Birkenpech. Während der Birkenteer gegen Hautreizungen eingesetzt werden kann (heute jedoch vor allem in der Tiermedizin), ist das Birkenpech einer der ältesten vom Menschen genutzten Klebstoffe und als solcher schon seit der Steinzeit nachweisbar.

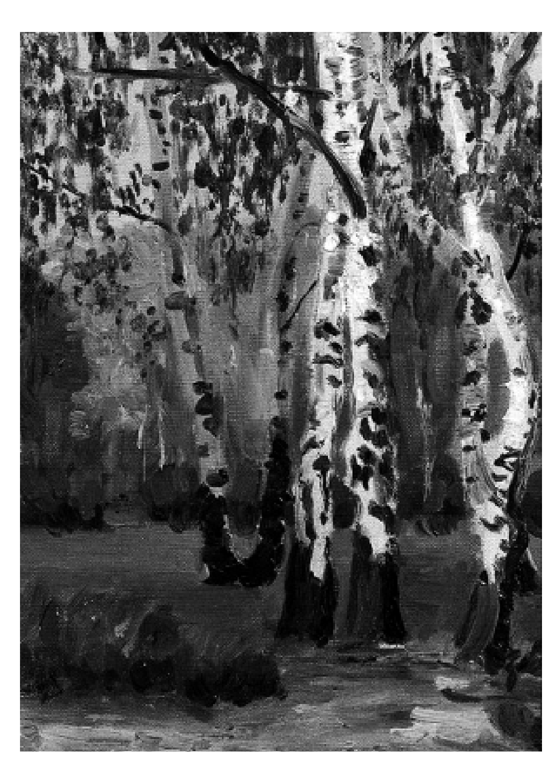
Neben den medizinisch nachweisbaren Behandlungsmöglichkeiten gab es natürlich auch eine breite Palette an Heilzaubern, die mit Hilfe der Birke durchgeführt werden konnten. Wer an der Gicht leidet, glaubte man in der Eifel, müsse zum Beispiel nur vor Sonnenaufgang stillschweigend zu einer Birke gehen, sie schütteln und dabei das hier wiedergegebene Sprüchlein aufsagen.

„Birkenbaum, ich schüttle dich,
77erlei Gichten quälen mich,
Solang sollen sie in dir sein verbunden,
Bis meine 77erlei Gichten verschwunden.“[4]

Birkenholz hilft laut Konrad von Megenberg gegen Krämpfe und Birkenreisig, ins Bett gelegt, gegen Verspannungen der Waden. Gar nicht so selten war der in katholischen Gegenden verbreitete Glauben, dass man sich mit einem in der Kirche geopferten Birkenbesen von bestimmten Krankheiten befreien könne. Auch dies könnte wieder damit zusammenhängen, dass die verantwortlichen bösen Krankheitsgeister im zauberkräftigen Birkenreisig gefangen werden und so mitsamt dem Besen der Kirche abgeliefert werden können.

Neopaganes

Auch im wiedererwachenden Paganismus West- und Mitteleuropas spielt die Birke seit der Mitte des 20. Jahrhunderts wieder eine gewichtige Rolle. Dabei ist diese Rolle jedoch gar nicht so neu, erwuchs sie doch aus realen Wurzeln, welche neu gedeutet und dabei kreativ weiterentwickelt wurden.
Sowohl die inselkeltischen als auch die germanischen Stämme entwickelten im ersten Jahrtausend unserer Zeit eigene Alphabete, die für einige Jahrhunderte Bestand hatten, ehe sie von der lateinischen Konkurrenz abgelöst wurden – wir sprechen von der Ogham- und der Runenschrift, die uns beide in mehreren Variationen überliefert wurden. Beiden Alphabeten ist gemein, dass jedes Zeichen nicht nur mit einem Lautwert, sondern auch mit einem Sachbegriff belegt ist, zumindest bei den Runen zusätzlich sogar noch mit einer magischen Bedeutung.
Der mit dem Lautwert *B* verbundene Sachbegriff beziehungsweise Eigenname lautet nun in beiden Alphabeten „Birke“, genauer gesagt *Beith* oder *Beithe* im gälischen Ogham-Alphabet und *Berkana*, *Berkano* und *Beorc* in den Runenalphabeten. In ersterem nimmt der Buchstabe sogar die erste Stelle in der Reihe ein.



Walter Ophey,
Birken am Heiderand, 1904/05

Einige der Ogham-Eigennamen sind bis heute nicht entschlüsselt. Verschiedene Kelten-Begeisterte, zum Beispiel Iolo Morganwg oder Robert Ranke-Graves, versuchten ein System zu konstruieren, in dem jedem der Buchstaben der Eigenname eines Baumes oder Busches zugeordnet ist. Hinter diesem

[4] H. Marzell: Geschichte u. Volkskunde der deutschen Heilpflanzen, S. 77.

System vermuteten sie dann das eigentliche Geheimwissen der Druiden, einen Baumkalender, ein Baumhoroskop und noch vieles mehr, ja eine ganze verborgene Mythologie. Beweisen lässt sich davon nichts, denn die Art und Weise, wie sie aus den schwer zu entschlüsselnden alten gälischen Bezeichnungen die Namen von Bäumen herauslesen wollten, ist stellenweise dann doch eher abenteuerlich. Einige der Namen, wie eben auch unsere Birke, sind aber echt und durchaus nicht an den Haaren herbeigezogen. Dass „Birke“ am Beginn der Oghamreihe steht, könnte mit ihrem zeitigen Erwachen im Frühjahr zusammenhängen, wo sie tatsächlich einen Anfang markiert, aber auch mit ihrer Rolle als wichtige Pionierpflanze.
Ihre Bedeutung als Lebensbaum wird uns auch in einer der Geschichten deutlich, die sich um die Entstehung des Ogham ranken: Im Ogham-Traktat des *Book of Ballymote* wird uns überliefert, dass Ogma mac Elathan, einer der Tuatha Dé Danann, das Ogham erfand und die erste Nachricht, sieben B’s, auf einen Birkenzweig schrieb.

Doch nicht nur das Ogham kennt die Birke. Auch aus den verschiedenen Alphabeten der germanischen Runenschrift, dem älteren, jüngeren und dem angelsächsischen Futhark, kennen wir die Rune *Berkana* (Birke). Diese wurde nach modernen Interpretationen mit der weiblichen Fruchtbarkeit, der Mutter und durch die Form der Rune sogar mit den Brüsten der Frau assoziiert. Manch einer versuchte aus ihr gar eine germanische Muttergöttin namens Berchta abzuleiten, doch dies ist wohl pure Spekulation. Das gleiche gilt für die immer wieder zu hörende Behauptung, sie sei ein Symbolbaum der Freyja gewesen. Für eine historische Verbindung zwischen der Birke und irgendeiner der germanischen Gottheiten gibt es überhaupt keine Belege, allen mit diesem weißen Baum verbundenen Frühjahrsbräuchen zum Trotz.

Auch das Ogham-Alphabeth wird von Neodruiden gern für die Divination genutzt; eine Nutzung, für die es übrigens ebenfalls keine historischen Nachweise gibt. In diesem Zusammenhang wird Beith, die Birke, als Symbol für Neuanfang, Erwachen und erste Erkenntnisse interpretiert. In der Darstellung des druidischen Lebensbaumes, einer modernen, gälischen Interpretation der Kabbalah, besetzt die Birke den ersten Pfad und steht somit für die Verbindung zwischen dem Geist und der Erde. Obwohl der neopagane Kult der Birke eine Erfindung des 20. Jahrhunderts ist, setzt er also wieder genau dort an, wo er vor Jahrtausenden in Nordeuropa zum ersten Mal auftauchte: bei der Birke als Lebens- und Weltenbaum, welcher Himmel und Erde verbindet.

Danu

Quellen:

A. Coombes: *Naturführer Bäume*, 2005.
S. Fischer-Rizzi: *Blätter von Bäumen*, 2001.
D. Laudert: *Mythos Baum*, 2004.
H. Marzell: *Geschichte u. Volkskunde der deutschen Heilpflanzen*, 1938.
D. Monroe: *Merlins Wiederkehr*, 2004.
M. Pahlow*: Das große Buch der Heilpflanzen*, 1979.
R. Ranke-Graves: *Die weiße Göttin*, 1992.
O. Schmeil: Pflanzenkunde, 1960.
C. A. Winter: *Die Birke im Volkslied der Letten*, in: Archiv für Religionswissenschaft 2 (1899), S. 1-41.
C. A. Winter: *Birkenverehrung bei den Jakuten*, ebenda, S. 42-46.

Grundlagen der Magie

Die Erdung

Zu Beginn sei erwähnt, dass sich mit diesem Thema jeder beschäftigt haben sollte, der auf die eine oder andere Weise magische Handlungen ausführt. Sie ist eine einfache Art der Bannung und gehört damit definitiv zu den magischen Grundtechniken.
Aber wozu ist sie da? Und wie kann eine vernünftige Erdung aussehen? Diesen Fragen möchte ich nun auf den Grund gehen.

Eine Erdung ist das Ableiten beziehungsweise Neutralisieren von Energien nach oder auch vor einer magischen Arbeit. Sie dient dem Ausgleich des eigenen Energiehaushaltes, dem Ordnen und Sortieren von Gedanken und Emotionen und sorgt dafür, dass man sich entweder auf ein Ritual einstellen kann oder nach einem Ritual wieder herunterfährt und auf den Boden der Materie zurückfindet.
Erdet man sich vor dem Ritualbeginn nicht ausreichend, kann es vorkommen, dass man nicht konzentriert genug in eine magische Arbeit hineingeht. Ist man da geistig nicht ganz bei der Sache, fehlt oft nicht viel und das Ritual geht vollkommen schief. Vor einer ebensolchen Arbeit entlässt man daher den Alltag aus seinem Geist, verabschiedet vorerst Sorgen und überflüssige Gedanken. Ich sage immer, dass ich einen Schalter umlege, welcher dafür sorgt, dass ich vollkommen bei der Sache bin und an nichts mehr denke, was mich ablenken könnte. Eine solche Form der Erdung kann schon aus einigen einführenden Worten bestehen, die vor jedem Ritual gesprochen werden und uns dar auf einstimmen sollen, dass nun ein heiliger Moment beginnt, in dem profane Gedanken keinen Raum haben.

Anders verhält es sich nach dem Ritual. Sorgt man hier nicht für einen Ausgleich des eigenen Energiehaushaltes, so könnte es passieren, dass man geistig und auch emotional zwischen den Welten hängen bleibt und nicht mehr den Weg zurück in die materielle Welt findet. Dies kann zur Folge haben, dass man sich bestimmte Dinge einbildet, magische Erlebnisse überinterpretiert oder, ganz umgangssprachlich gesprochen, abhebt und damit profane und rituelle Kollegen irritiert oder schlimmstenfalls nervt. Oder schlimmer noch: Man beginnt Dinge zu vernachlässigen, die vielleicht lästig erscheinen, für das Leben und Überleben in der profanen Gesellschaft jedoch sehr wichtig sind. Doch wie kann eine Erdung aussehen? Was ist dabei zu beachten?

Ein bekanntes Beispiel für eine gut funktionierende Erdung ist die sogenannte Baumerdung.
Du solltest dich sicher hinstellen, am Besten trägst du dabei weder Schuhe noch Socken, damit du den Untergrund, auf welchem du dich befindest, gut spüren kannst. Die Füße sollten einen in etwa schulterbreiten Abstand voneinander haben und die Knie leicht gebeugt sein, wobei der Oberkörper jedoch gerade und aufrecht ist. Die Arme befinden sich locker und entspannt neben dem Körper.
Stehst du schließlich in dieser Haltung bequem und hast sich daran gewöhnt, schließt

du die Augen und atmest schön langsam, entspannt und tief in den Bauch hinein. Alles, was dich im Alltag beschäftigt, verabschiedest du und lässt störende, beunruhigende Gedanken einfach ziehen. Sobald du spürst, dass du vollkommen ruhig bist, konzentrierst du dich auf den Boden unter den Füßen. Visualisiere, wie langsam Wurzeln aus den Füßen herauswachsen und wie ebendiese sich mit dem Untergrund verbinden, zuerst zart und vorsichtig, langsam tastend. Doch schließlich werden die Wurzeln stabiler, breiter, größer, sie verankern dich im Boden und geben dir einen sicheren Halt. Nichts kann dich umwerfen, nichts kann dich erschüttern. Deine Beine werden zu einem Baumstamm, unerschütterlich, unnachgiebig und stark. Langsam graben sich deine Wurzeln tiefer in den Boden hinein, wobei sie zuerst lockere Erde erreichen und anschließend auf Lehm, Kies und Grundwasser stoßen. Immer tiefer geht ihre Reise durch das Erdreich, wobei sie jedes Hindernis, jeden Stein und jede Erdschicht überwinden. Sie finden den Weg zum Erdinneren, um sich mit seinem Feuer vereinen zu können. Spüre die Kraft der Erde, lasse sie tief in dich fließen, nimm von ihr so viel wie du benötigst. Die Energie fließt vom Erdinneren durch deine Wurzeln in dich hinein und spendet dir Kraft. Du spürst, wie diese Energie in deinen Körper hineinfließt, spürst wie sie dich stärkt. Dein Körper wird zu einem starken, dicken Baumstamm, an dessen Ende nun eine Baumkrone wächst. Anfänglich sprießen nur kleine, zarte, zerbrechliche Äste, kleine Zweige mit ebenso kleinen, empfindlichen Blättern. Hebe die Arme und du spürst, dass diese Zweige kräftiger werden. Mehr und mehr breiten sie sich gen Himmel aus, stärker werden sie, erstrahlen schlussendlich in vollem, saftigen Grün. Du spürst, wie dein Körper in Richtung Sonne wächst, wie du immer größer und kräftiger wirst. Recke und strecke dich, denn die Sonne gibt ebenso Leben und Kraft wie das Wasser im Boden.
Du bist nun zu einem kräftigen Baum mit einem ausgedehnten Wurzelwerk und einer enorm großen Krone herangewachsen. Spüre, wie die Energie von deinen Wurzeln über deinen Stamm durch deine Äste in den Himmel fließt. Dort verbindet sie sich mit der Energie der Sonne und kehrt mit dieser über die Blätter und Äste, den Stamm und schließlich durch die Wurzeln in die Erde zurück. Du bist das Zentrum des Kreislaufs zwischen Himmel und Erde. Du bist Kanal und Vermittler.
Vögel kommen und lassen sich auf dir nieder. Die Sonne scheint auf dich und der Wind streift sachte durch dich hindurch. Leicht bewegst du dich im Wind. Du bist mit allem, was dich umgibt, eins. Deine Blätter bieten dir Schutz und deine Wurzeln Halt. Negative Energien leitest du ab, positive nimmst du auf. Behalte nur soviel Energie, wie du selbst benötigst, überschüssige gibst du an die Erde ab.
Um diese Übung wieder zu beenden, stellst du dir vor, wie du wieder du selbst wirst, dein Körper wieder eine menschliche Form annimmt. Die Wurzeln ziehen sich aus dem Erdreich zurück, die Äste schrumpfen. Langsam aber sicher wirst du wieder zum Menschen, die knorrige Baumrinde wird wieder zu Haut, der Stamm zu Beinen. Sobald du deinen Körper wieder als den deinen wahrnimmst, bewegst du dich langsam und findest in die materielle Welt zurück.
Wenn du diese Übung in einem Raum machst, eventuell im obersten Stockwerk, stell dir einfach vor, wie die Wurzeln sich zuvor durch den Fußboden, die Räume darunter und dann durch das Fundament des Hauses bohren, bevor sie die Erde erreichen - dasselbe auch nach oben hin, also erst durch die Räume über dir, dann durch das Dach und in den Himmel.

Eine weitere, jedoch eher vereinfachte Form der Baumerdung ist, wenn du dir vorstellst, ein Kanal, beziehungsweise eine Säule zwischen Himmel und Erde zu sein. Atme dabei tief in deinen Bauch, in deine Körpermitte hinein. Deine Wirbelsäule stellt die Verbindung dar, die von der Mitte des Himmels bis zum Zentrum der Erde reicht. Spüre, wie Energie von unten aus der Erde und von oben aus dem Himmel fließt und dich einnimmt, kräftigt, stärkt.

Die oben beschriebene Übung dient in erster Linie dazu, sich vor einem Ritual zu stärken und zu festigen. Sie kann jedoch auch in jeder anderen Situation durchgeführt werden, in welcher man sich durcheinander, geschwächt oder ausgelaugt fühlt, um so neuen Halt zu finden und sich wieder zu sortieren. Die Funktionsweise ist einfach: Man schaltet für eine kurze Zeit ab und konzentriert sich nur auf den eigenen Körper, um sich sodann frisch gestärkt den alltäglichen Aufgaben wie auch den nicht alltäglichen Herausforderungen widmen zu können.

Doch wie wird man überschüssige Energie nach einem Ritual los? Wie kann man sich neutralisieren und nach erledigter magischer Arbeit zurück in den Alltag einkehren?
Normalerweise bannt man Wesenheiten aus einem Kreis, indem man sie genauso höflich verabschiedet, wie man sie gerufen hat. Aber damit ist dem eigenen Energiehaushalt oftmals leider noch nicht geholfen. Es kann vorkommen, dass man sich verwirrt und extrem aufgepuscht fühlt, oder aber auch träge, schlaff und müde. Nach einem Ritual sollte man sich daher alltäglichen Dingen hingeben, man sollte etwas tun, was mit dem eigenen Körper zu tun hat, um sich ebendiesem wieder vollkommen bewusst zu werden. Trinken wäre der erste Schritt, am besten kaltes Wasser, was einen erfrischenden und belebenden Effekt auf den Körper hat. Essen ist an und für sich genauso effektiv. Auch das Abspülen der Hände mit kaltem Wasser kann einen auf den Boden der Tatsachen zurückholen, wenn man sich dabei vorstellt, wie zusammen mit dem fließenden Wasser die überschüssigen Energien, welche sich während des Rituals im Körper anstauten, abfließen. Nahe dem Kreis bereitgestellte Schalen mit Wasser und Nahrungsmittel können den Rahmen des Rituals noch über dessen Ende hinaus erhalten und dafür sorgen, dass die anschließende Erdung nicht den Charakter eines vorzeitigen „Sprengens“ annimmt.

Wenn ihr im Freien feiert, kann auch Spaziergang dabei helfen, wieder klare Gedanken zu fassen. Vielleicht könnte man bei dieser Gelegenheit ja Blumenschmuck würdig an einem stillen Ort niederlegen, ohne dass dies den Charakter einer Müllentsorgung annimmt. Wenn es möglich ist, und das Wetter mitspielt, sollte man es einrichten, barfuß zu laufen, da man so die Erde und deren Festigkeit besser unter den Füßen spüren kann. Diese Empfindungen können uns tatsächlich helfen, im wahrsten Sinne des Wortes auf den Boden der Tatsachen zurückzukehren. Die Ritualgemeinschaft nicht zu schnell zu verlassen, noch unter Menschen zu bleiben, vielleicht zu spielen, zu lachen und zu tanzen, trägt ebenfalls dazu bei, uns ins Hier und Jetzt zurückzuholen ohne dabei die Heiligkeit des Rituals zu verletzten.
Ein leichter Schreck, beispielsweise hervorgerufen durch das plötzliche Anschalten grellen Lichts, verfehlt seine Wirkung ebenfalls nicht. Eine relativ einfache Methode, deren erdende Wirkung man nicht unterschätzen sollte, ist übrigens das herzhafte Lachen. Es ist Ausdruck der Freude, lässt uns unseren Körper spüren und vermag wirkliche und vermeintlich hängen gebliebene Energien wirkungsvoll abzuschütteln.

Julia

Vom Bogenschießen

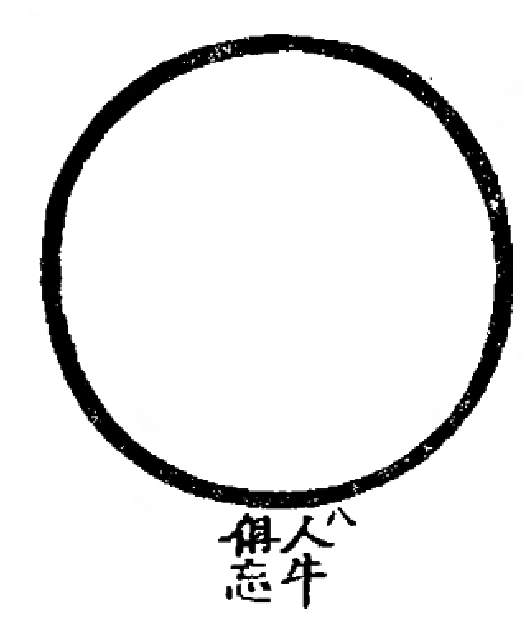
Zen - Die Erfahrung des Alleinen

Das Wort „Zen“ hat wohl jeder schon gehört und wird damit auch sicherlich einige mehr oder weniger klischeebehaftete Bilder verbinden können. Hauptsächlich assoziieren wir es mit felsigen Trockengärten, die recht wenig Grün gesehen haben, doch kann das natürlich nicht alles gewesen sein. Wollen wir die scheinbare, vielleicht nur vermeintliche, für mich aber zweifellos vorhandene Verbindung zwischen dem Bogenschießen und dem Zen-Buddhismus begreifen, müssen wir uns also zunächst mit dem Weg des Zen beschäftigen.

Was wir heute unter Zenbuddhismus verstehen, ist eine Strömung des *mahāyāna*-Buddhismus, die im fünften Jahrhundert u. Z. in China entstand und stark von der dortigen Philosophie des Daoismus beeinflusst wurde. Nur zur kurzen Begriffserklärung: Der Mahayana-Buddhismus ist eine der zwei großen buddhistischen Strömungen und fasst jene buddhistischen Lehren zusammen, die den Schüler verpflichten, nicht nur die eigene Erlösung, sondern die möglichst vieler Lebewesen zum Ziel zu haben. Unter Daoismus hingegen versteht man stark vereinfacht den Weg, den der legendäre Chinese Laotse im sechsten Jahrhundert v. u. Z. entwickelte, um im Einklang mit dem Alleinen, dem großen kosmischen Prinzip leben zu können.
Diese ursprünglich Chán-Buddhismus genannte Form der buddhistischen Lehre verbreitete sich von China ausgehend über ganz Ostasien, so unter anderem nach Korea, Vietnam und natürlich auch nach Japan, von wo er dann seinen Weg in die westliche Welt fand.

Zen ist das Nichts und somit Alles

Genau genommen, besteht das Hauptziel eines Zen-Anhängers darin, frei zu werden von allen Bestrebungen und nichts mehr zu wollen. Die Lehre des Zen ist also die Leere. Es geht darum die subjektive Wahrnehmung auszublenden, ebenso wie die Selbstwahrnehmung und letzten Endes auch das eigene Selbst. Dies bezweckt, dass man das wahrnimmt, was sonst überdeckt wird, nämlich das große Alleine. Die Erleuchtung des Zen basiert also darauf, die Zusammenhänge zwischen allen Dingen in der Welt zu erkennen, die für einen Zen-Buddhisten immer vorhanden sind, aber wegen ihrer Überdeckung durch das eigene Selbst nicht wahrgenommen werden können.



Das Ensō, der leere Kreis, ist das Symbol des Zen. Er symbolisiert „nichts wollen“.

Der katholische Theologe Heinrich Dumoulin, der sich intensiv mit dem Zen auseinandersetzte, definierte ihn wie folgt: Er sei eine besondere Überlieferung außerhalb der Schriften (denn Zen-Buddhisten stehen der schriftlichen Lehre äußerst kritisch gegenüber) und damit völlig unabhängig von Wort und Schriftzeichen. In ihm werde das Herz des Menschen offenbar, der so fähig werde seine eigene Natur zu erkennen und zum Buddha zu werden.

Um dies zu erreichen, gibt es keinen konkreten Weg, weshalb es auch heißt, dass Zen das weglose Tor und der torlose Weg sei. Großer Wert wird jedoch auf die aufmerksame Meditation im Sitzen gelegt, das sogenannte *zazen*. Doch wurden auch andere Disziplinen in Japan mit dem Weg des Zen identifiziert, von denen euch einige sehr bekannt vorkommen dürften. Da wären zum Beispiel der Weg der Teezeremonie (*sadō*), jener der Schreibkunst (*shodō*), der des Blumenarrangements (*kadō*), der Gartenkunst (der altbekannte Zengarten) oder jener der Kampfkunst (*budō*). All diese Künste stammen nicht ursprünglich aus dem Zen, sondern zählten spätestens seit dem 16. Jahrhundert zur Ausbildung des japanischen Kriegeradels, der zugleich diversen Strömungen des Zen-Buddhismus zugeneigt war. Sie wurden also erst relativ spät mit ihm in Verbindung gebracht, da ihr Ziel, die Schulung innerer Disziplin und Selbstkontrolle, sich gut mit dem Zen vereinbaren ließ und Erleuchtungserlebnissen förderlich sein soll. Andererseits wiesen die Glaubensinhalte und Meditationstechniken des Zen eine große Nähe zu diversen Konzentrationsübungen der Samurai auf.

Unter letztere fällt nun auch unser Bogenschießen, das sogenannte *kyūdō*, welches zu den Künsten des *budō* zählt und unter diesem Namen in Japan seit dem 16. Jahrhundert praktiziert wird. Wenn ich „in dieser Form“ schreibe, so meine ich natürlich nicht das Bogenschießen an sich, sondern eine Übung, die eine gewisse innere Haltung und geistige Disziplin hervorbringen soll.

In Japan bestand, schon Jahrhunderte bevor der Zen-Buddhismus im 12. Jahrhundert ins Land kam, eine ausgeprägte Kultur des Bogenschießens, aus der das heutige *kyūdō* - Schießen entstammt. Das zeremonielle Bogenschießen wurde schon im 5. Jahrhundert aus China übernommen, wo es bereits viele Jahrhunderte zuvor in den Kreisen des Adels als Mittel der Charakterbildung praktiziert worden war. Schon das *Li Chi*, eines der fünf kanonischen Bücher des Konfuzianismus, beschreibt, wie das zeremonielle Bogenschießen auszusehen habe: *„Die Bogenschützen waren angehalten in den Vorbereitungen, beim Beenden und in allen ihren Bewegungen die Regeln einzuhalten. Mit korrektem Geist und aufrechter Körperhaltung hatten sie ihre Bögen und Pfeile kunstgerecht und fest zu halten; und wenn sie es so machten, so erwartete man, dass sie das Ziel trafen. Auf diese Weise – durch das Bogenschießen – zeigten sie ihren Charakter“.* [1]

Doch nicht nur die höfisch-zeremonielle, sondern auch die kriegerische Art des Bogenschießens war in Japan schon immer durch eine starke Ritualisierung der einzelnen Handgriffe geprägt, denn der Krieger sollte während des Kampfes nicht denken, sondern nur handeln.
Beide Arten des Bogenschießens, die zeremonielle und die kriegerische, verschmolzen seit dem 16. Jahrhundert zum *kyūdō*, welches

[1] Aus: *Li Gi. Das Buch der Riten, Sitten und Gebräuche*, Buch 43: Bedeutung der Zeremonie des Bogenschießens, Absatz 2.

später dann wiederum in die Nähe des Zen-Buddhismus gerückt wurde.

Wie funktioniert das? Eugen Herrigel und das „Zen-Bogenschießen“

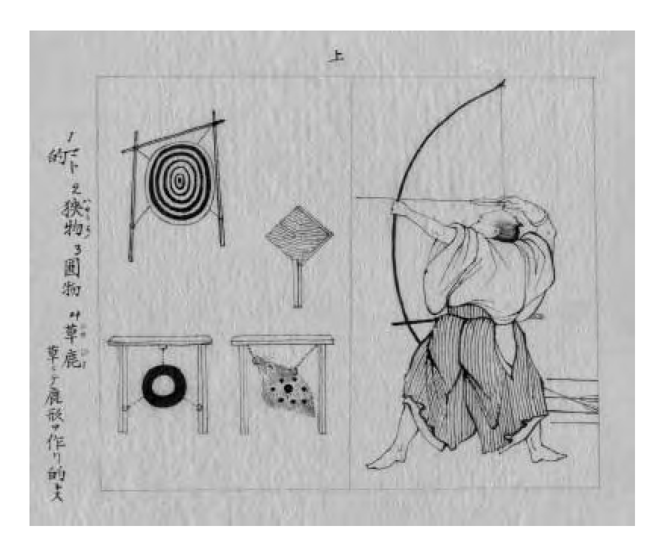
Mit dem Zenbogenschießen ist es schon etwas verworren, denn eigentlich gibt es das überhaupt nicht. Der Begriff wurde durch den zen-begeisterten deutschen Philosophen Eugen Herrigel (1884-1955) geprägt, der in den 1920er-Jahren in Japan unterrichtete und dort in Berührung mit dem Bogenschießen kam. Doch ist Herrigel nicht unumstritten: In seiner Begeisterung für alles traditionell Japanische setzte er die *dō*-Künste mit Zen gleich und sah in ihnen die japanische Urkultur, was so natürlich nicht ganz stimmt. Zwar finden sich in den vom ihm beschriebenen Techniken viele Parallelen zum Zen, doch hatte sein damaliger Meister, Awa Kenzo, den Begriff selbst nie gebraucht, sondern eine ganz neue, eigenständige, spirituelle Auffassung des Bogenschießens entwickelt. Herrigels Buch „ *Zen in der Kunst des Bogenschießens*“ sollte also im Hinblick auf Zen nicht für bare Münze genommen werden, zumindest wenn man ganz wissenschaftlich an die Sache herangehen will. Nichtsdestotrotz gilt es bis heute als eines der Standartwerke zum Thema *kyūdō* und ist nicht zuletzt Ausdruck eines ganz eigenen spirituellen Weges der Auseinandersetzung mit der japanischen Kultur.

Lebhaft lässt Herrigel uns daran teilhaben, wie er die Kunst erlernte: In seinem ersten Jahr lag der Fokus auf der richtigen Haltung, Technik und dem Kraftaufbau. Dabei wurde nur aus einer sehr geringen Distanz von circa einem Meter geschossen. Wichtig war es, das Ziel nicht treffen zu wollen. Da haben wir auch schon eine erste Parallele zum Zen, denn zielgerichtetes Handeln ist im Zen nicht erwünscht. Die geringe Entfernung vom Ziel wurde gewählt, um gar nicht vorbeischießen zu können und damit das zielgerichtete Treffen überflüssig zu machen.
Detailliert unterrichtete Kenzo Herrigel in den Atemtechniken, denn wer nicht richtig atmet, kann nicht korrekt meditieren. Auch andere Bogenschützen empfehlen eine kontrollierte Atmung beim Schießen, so gibt zum Beispiel Daniel Joseph Schölz in seinem Buch „Der rote Punkt“ ein paar einfache Hinweise, die ich nur bestätigen kann. So wirkt das Ausatmen entspannend und das Einatmen aktivierend. Das heißt vor Beginn des Schussablaufs atmet man aus, während des Auszugs ein und während des Zielens bis zum Abschuss wieder aus. Der Abschuss des Pfeils erfolgt im Moment der Leere, da man nun entspannt ist und auch der Körper sich nicht bewegt. Wenn man eine solche Atemtechnik konsequent einsetzt, erhöht das bei weitem die Genauigkeit des Schützen.

Die Technik den Bogen zu spannen und später auch einen Pfeil abzuschießen, wurde über ein Jahr lang trainiert, bis es zum nächsten Schritt weiter ging, der für die meisten „Nicht-Zen-Schützen“ sehr schwierig ist: *Das Lösen*. Darunter versteht man das Loslassen der Sehne und Freigeben des Pfeils. Zunächst hört sich das gar nicht so schwierig an, ist aber beim Bogenschießen eine der häufigsten Fehlerursachen.

Wie im Zen üblich, zeigte Kenzo seinem Schüler nun, wie der nächste Schritt ausgeführt werden musste, wobei der richtige Schuss Herrn Herrigel lange Zeit nicht gelingen wollte. Hier ist laut unseres deutschen Philosophen auch etwas für das Zen sehr typisches zu sehen: der Weg, den der Gläubige zu gehen hat, ist sehr lang und kann leicht zu Zweifeln am eigenen Vermögen und dem Weg des Zen im Allgemeinen führen.

In der nächsten Stufe des Zen könne man schon einen kurzen Augenblick der Erleuchtung erlangen, so Herrigel. Im Fall von Kenzos Lehre ist das der erste gelungene Schuss, bei dem der Bogenschütze eins mit Pfeil, Bogen und Ziel war. Dieser Augenblick gibt neue Kraft auf dem Weg, aber nur allzu oft ist es so, dass nach dem ersten Mal der zweite Schuss nicht mehr so recht gelingen will, da man dem ersten Erfolgsereignis nacheifert und auf diese Weise wieder einem zielgerichteten Streben Platz bietet, welches schnell zu Frustration führen wird. Jenes Streben aber muss, um das Zen zu sehen, in den Hintergrund treten. Kein Schuss kann wiederholt werden; jeder Schuss bedeutet neues Erleben und erschließt dem Schützen eine völlig neue Welt.



Japanischer Bogenschütze mit Zielen, 1878.

Wenn man auf diese Weise seinen Weg weiter beschreitet, wird es immer wahrscheinlicher, dass mit der Häufigkeit der Wechsel in diesen Bewusstheitszustand auch die Auswirkung auf das alltägliche Wesen stärker wird. Das heißt man wird ausgeglichener, glücklicher, zufriedener und sieht Buddhas Gesicht in allen Dingen.
Setzen sich diese Änderung des Bewusstseins wirklich durch, so braucht man auch die Werkzeuge Meditation und Bogen nicht mehr. Man trifft sein Ziel schon dadurch, dass das Ziel, der Pfeil und der Schütze im Alleinen miteinander verbunden sind.

Ich hoffe, lieber Leser, dass man diesem Beitrag ein wenig meine Begeisterung für die Kunst des Bogenschießens und den mit ihr verbundenen Weg anmerken konnte. Ob Zen und Bogenschießen wirklich etwas miteinander zu tun haben, kann ich euch leider nicht sagen. Die östlichen Philosophien und Religionen überschneiden und beeinflussen sich dermaßen, dass niemand mehr genau sagen kann, was denn nun eigentlich woher stammt und wer hier wen beeinflusst haben könnte. Wichtig ist doch nur eins: Eugen Herrigel und ich haben beide den Weg des Zen im Bogenschießen gefunden und dadurch viel Freude und vielleicht auch ein wenig Erleuchtung empfangen. Auf mehr kommt es doch gar nicht an.

Cth

Quellen:

H. Dumoulin: *Geschichte des Zen-Buddhismus. Band II: Japan*, Frankfurt/Main 2010.
E. Herrigel: *Zen in der Kunst des Bogenschießens*, Konstanz 1948.
D. Schölz: *Der rote Punkt. Handbuch für Anfänger des praktischen Bogenschießens*, Leutershausen 2012.

Shinto

Gestalt und Geschichte des japanischen Glaubens

In Japan werden zwei Hauptreligionen mit langer einheimischer Tradition praktiziert: Buddhismus und Shinto. Trotzdem ich mit ganzem Herzen Wicca bin, faszinierten mich die fernöstlichen Religionen mit ihrer Exotik schon frühzeitig. Nachdem ich in letzter Zeit begonnen habe, mich intensiver mit Shinto zu beschäftigen, werde ich mit diesem Artikel einen kleinen Teil meines Wissens weitergeben und vielleicht auch meine Faszination übertragen können. Interessanterweise konnte ich, auch wenn dies sicher sehr subjektiv ist, einige Parallelen zu meinem eigenen Glauben entdecken.

Das Wort shintō bedeutet wörtlich „Weg der Götter“ und gilt als Bezeichnung der einheimischen Religion Japans. Dass diese Bezeichnung nicht ganz unproblematisch ist, werde ich später noch zeigen. Es existiert eine Vielzahl von religiösen Kulten und Glaubensformen, die sich an die einheimischen Gottheiten und Geister - die Kami - richten. Diese gab es in Japan schon in vorbuddhistischen Zeiten und im Gegensatz zu Shinto hielt sich der Begriff durch alle Phasen der japanischen Religionsgeschichte. Angeblich gibt es acht Millionen Götter, was aber wohl nicht wörtlich sondern eher als unglaublich große Zahl gemeint ist.
Oft wird Shinto in der Literatur als japanische Urreligion bezeichnet. Ich glaube nicht, dass dies so ganz der Wahrheit entspricht, meine jedoch, dass Shinto keine archaische Religion sein muss, damit man sie spannend findet. Und vielleicht ist euch bekannt, dass es zu Wicca ähnliche Kontroversen gibt?

Ein kurzer Einblick in die japanische Kultur

Japan liegt am westlichen Rand des Pazifiks und besteht aus mehreren tausend Inseln, die sich vom 45. Breitengrad im Norden bis zum 20. Breitengrad im Süden erstrecken und deshalb ein sehr unterschiedlich ausgeprägtes Klima haben. Zum Großteil auf den vier Hauptinseln leben 125 Millionen Menschen dicht gedrängt, fast ein Viertel davon in der Hauptstadt Tokio.

In der zentralstaatlich organisierten parlamentarischen Monarchie Japans dient der Kaiser - Tenno - meist als repräsentatives Symbol der Einheit des Volkes. Denn Einheit und Gemeinschaft sind dem Japaner sehr wichtig und eines der kulturellen Merkmale, was dieses Volk von uns unterscheidet.
Ein Ziel ist es, um keinen Preis aufzufallen und sich anzupassen. Die soziale Einordnung wird daher bereits im Kindergarten zur wichtigen Lektion und es werden willkürliche Gruppen gebildet, die zum Beispiel zusammen sauber machen. In der Schule wird eine Schuluniform getragen und bei bestimmten Anlässen das Schullied gesungen.
Wer die Prüfungshölle und den enormen Leistungsdruck der Schulzeit hinter sich hat, darf nach einem relativ entspannten Studium mit etwas Glück in einer großen Firma arbeiten, in welcher ein Mann traditionell sein ganzes Leben angestellt bleibt. Typischerweise ist es der Mann, welcher arbeitet. Die Frau, welche den Haushalt führte, hat dafür die Möglichkeit über das komplette Einkommen ihres Mannes zu verfügen, die Konten zu kontrollieren und ihm ein gewisses Taschengeld zu geben. Natürlich nimmt die Gleichberechtigung auch in Japan zu und es gibt mittlerweile immer mehr Doppelverdienerhaushalte und immer weniger Kinder.

In engem Zusammenhang mit dem japanischen Gemeinschaftssinn ist auch das Streben nach Harmonie zu sehen. Nur wenn alles seine feste Ordnung hat, fühlen sich die Japaner wohl. Also gibt es in Japan für beinahe alles geschriebene und ungeschriebene Regeln: Wie verpacke ich ein Geschenk, wie muss ich mich gegenüber wem verbeugen, wie serviere ich Tee?
Bereits die erste Verfassung Japans aus dem Jahr 604 regelte Manieren und Höflichkeit, mit dem Ziel Harmonie herzustellen. Nachdem sich dies damals auf die Oberschicht und die Kriegerkaste der Samurai bezog, legen heute so gut wie alle Japaner Wert auf Etikette. Hierarchien spielen dabei eine wichtige Rolle. Schon in der Familie, der ersten Gruppe ihres Lebens, lernen japanische Kinder, dass sie ältere Geschwister respektvoller behandeln müssen als jüngere.
Das Streben nach Harmonie, Etikette und Gemeinschaft zeigt sich auch darin, dass der Japaner sich mit eindeutigen Antworten eher schwer tut. Wichtiger als eine korrekte Antwort ist es sein Gesicht zu wahren und niemanden zu verletzten. Dieses Verhalten ist für Europäer oft unverständlich, denn bei einem „Wir werden sehen“ oder „Wenn möglich“, muss man wirklich gut zwischen den Zeilen lesen können, um sich die Antwort zu erschließen.

Die Geschichte der japanischen Religion

Auch wenn ich mich in diesem Artikel vor allem mit Shinto befassen möchte, kann die Religion Japans nur in ihrer Gesamtheit betrachtet werden. Zwischen dem japanischen Buddhismus und dem Shinto besteht ein enger Zusammenhang, der nicht außer Acht gelassen werden darf. Deshalb werde ich in diesem Abschnitt auch vermehrt darauf eingehen. Der Buddhimus ist für Shinto sogar von enormer Bedeutung, denn ein überregional organisierter Klerus, eine orthodoxe Theologie, ein einheitliches Ritualwesen und die Errichtung von religiösen Bauwerken oder Statuen gab es vorher nicht oder nur in Ansätzen.

Die Grundlage für die Eroberung Japans durch den Buddhismus schufen zunächst eine Empfehlung von Seiten des koreanischen Königs Seong um das Jahr 550 und später der Einsatz des buddhismusfreundlichen Clans der Soga, welcher sich in einem innerjapanischen Machtkampf gegen die dem Shinto ergebene Mononobe-Familie durchsetzen konnte.
Unter der Vermischung von Buddhismus und Shinto blühte damals vor allem die magische Seite der japanischen Religion auf. Die Kami jedoch waren, obwohl sie dem Volk stets näher standen als die Buddhas, lange Zeit nicht mehr als religiöse Hilfsdiener. Sie galten als Spuren der Buddha auf dieser Welt. Erst nach einer Reihe von Transformationen, begonnen im japanischen Mittelalter, wurde Shinto zu einem anerkannten und eigenständigen Glauben.

In den allgemeinen Wortschatz ging der Begriff erst nach dem politischen Umbruch von 1868 ein, als man versuchte, Shinto als Nationalreligion zu etablieren und unter anderem

verbot Buddhas und Kami am gleichen Ort zu verehren. Dieses Vorhaben, das von einer Welle anti-buddhistischer Ausschreitungen begleitet war, geriet nach einer kurzen Phase der Begeisterung allerdings ins Stocken und die Trennung von Kami und Buddhas ist bis heute nur unvollständig vollzogen. Neben großen buddhistischen Tempeln wird auch heute noch dem jeweiligen Schutzgott des Tempels gewürdigt und in Shintoschreinen werden buddhistische Gestalten verehrt.

Durch die Politik der Meiji-Zeit (1868-1912) rückte Shinto jedoch in den Brennpunkt religionsgeschichtlicher Debatten und wurde von nun an oft als japanische Urreligion angesehen, die nur lange Zeit vom Buddhismus „überlagert" gewesen war. Erst in den letzten Jahren hat sich dieses Bild relativiert und man beginnt, in den Formen der Koexistenz von Buddhismus und Kami-Glauben eine eigene Form der japanischen Religion zu erkennen, von der sich „Shinto" erst nach und nach weg entwickelte. Eine eindeutige Definition und Geschichte von „Shinto" gibt es allerdings auch in neueren Forschungen nicht. Nach dem Religionshistoriker William Bodiford lassen sich das „alte" und das „neue" Entwicklungsmodell folgendermaßen darstellen:
Während das alte Modell die Entstehung von Shinto vor dem Buddhismus ansetzt, geht das neue Modell von einer inhomogenen Mischung unterschiedlicher vorbuddhistischer Religionsformen aus, die erst durch den Buddhismus zusammengefasst wurden, dabei aber diesen ebenfalls geprägt haben.
Diese Theorie erscheint mir wesentlich realistischer, da Shinto laut ihr eine „gewachsene" Religion ist und die vielen verschiedenen Bestandteile, die Unmenge an Kami und auch die häufigen Veränderungen in der modernen Zeit erklären könnte.

Für ein besseres Verständnis kann auch noch die Theorie von dem Kulturwissenschaftler Jan Assman sorgen, welcher zwei Religionskategorien unterscheidet.
Buddhismus wäre nach diesem System ebenso wie das Christentum oder der Islam als „sekundäre Religion" zu klassifizieren, da er über heilige Schriften, historische Gründerfiguren und eine klar definierte Glaubenslehre verfügt. Primäre Religionen berufen sich dagegen auf Traditionen, welche meist auf eine mythologische Urzeit zurückgeführt werden und keine Weltentwicklung kennen und auch keine individuelle oder kollektive „Errettung" oder „Erleuchtung".
Neu ist bei Assmann vor allem, dass der Schrift in sekundären Religionen eine herausgehobene Bedeutung zugemessen wird und sie ohne diese nicht entstehen könnten.
„Sekundäre Religionen [...]sind Religionen, die sich einem Akt der Offenbarung und Stiftung verdanken, auf den primären Religionen aufbauen und sich typischerweise gegen diese abgrenzen, indem sie sie zu Heidentum, Götzendienst und Aberglauben erklären."[1]
Im Gegensatz zu sekundären, kennen primäre Religionen keine allmächtigen Götter. Die Gottheiten scheinen hier wesentlich menschlicher zu sein und lassen sich auch von zum Teil unkalkulierbaren und spontanen Regungen leiten. Man kann mit seinem Verhalten, dem Befolgen gewisser Regeln, dem Einhalten von Tabus und besonderen Ritualen diese Götter günstig stimmen oder ihren Zorn hervorrufen.
Die Kami-Verehrung im Shinto scheint zum Großteil eine primäre Religion oder eine Zwischenform zu sein, auch wenn so mancher Versuch unternommen wurde sie in eine „Buchreligion" umzuformen, was jedoch bisher nie gelungen ist.

Die Problematik des Begriffs *shintō*

Der Begriff *shintō* wirft einige Fragen auf, denn er ist nicht nur einigen Japanern als Bezeichnung für die eigene Religion unbekannt, sondern offenbar auch geschichtlich schwer zu umreißen.
In den 70er Jahren befasste sich der japanische Historiker Kuroda Toshio mit der Problematik. Er nahm an, dass es den Begriff zwar bereits im Altertum gab, aber mit einer gänzlich anderen Bedeutung, als jener der japanischen (Ur-)Religion. Vielmehr wurden damit einzelne Gottheiten bezeichnet. Der Begriff *shintō* sei eine Erfindung der Moderne. In den tausend Jahren davor waren ganz selbstverständlich Schreinkulte in den japanischen Buddhismus eingebettet worden. Eine ungebrochene Traditionslinie von Shinto gibt es nicht; dies ist nach Kuroda nichts anderes als eine Projektion der Ideologie des Staatsshinto in die Vergangenheit[2].



Japans göttliche Ahnen, die Schöpfer Izanagi und Izanami; Darstellung von Kobayashi Eitaku, 1885.

Auch wenn Kurodas Ansichten sicher nicht der Weisheit letzter Schluss sind, hatte sein kritischer Ansatz doch weitreichende Folgen. Denn nun wurde die Bezeichnung *shintō* in der Literatur zumeist nur noch in Anführungszeichen benutzt. Darüber hinaus zog seine Kritik viele wissenschaftliche Arbeiten nach sich, die sich ebenfalls mit der Thematik auseinandersetzten.
Systematisch aufgegriffen und weitergeführt wurde Kurodas Ansatz von dem niederländischen Japanologen Mark Teeuwen. Er nutzt die Abgrenzung Kosellecks, welcher zwischen Worten unterscheidet, die klar definiert werden können und Begriffen, welche nur interpretiert werden können und abstrakt und wandelbar sind, aber auch geschichtsmächtig. Nun stellte Teeuwen sich die Frage, wann *shintō* eigentlich vom Wort zum Begriff wurde. Er fand heraus, dass der buddhistische Mönch Ryohen (1758-1831) in einer mittelalterlichen Auslegung des Nihongi (eine der frühesten Geschichtschroniken Japans) mahnt, dass der Begriff *jiindo* als *shintō* ausgesprochen werden müsse, da dies klar, unverfälscht und direkt wäre. Somit war es offenbar dieser Mönch, welcher die neue und bisher ungewohnte Lesart schuf und damit war hier der Moment, in welchem sich das Wort begann zum Begriff zu wandeln.
Jindo bezeichnet im Gegensatz zu *shintō* konkrete, einzelne, Kami-bezogene Praktiken und Vorstellungen, nicht ihre abstrakte Gesamtheit oder ein ihnen zugrunde liegendes System. Auch scheint *jindo* ursprünglich ein buddhistischer und eher abwertend gemeinter Terminus gewesen zu sein, der erst im Laufe der Zeit aufgewertet wurde. Daneben gibt es noch den Begriff *jingi-do*, welcher aus dem Chinesischen entlehnt ist und höfische Kulte für die Kami bezeichnete. Nachdem aus dem Begriff *jindo*, der Begriff *shintō* entstand, fand die Synthese von diesem mit *jingi-do* statt. Dadurch spaltete sich nun zumindest konzeptionell auch *shintō* von

[1] J. Assmann:Die Mosaische Unterscheidung: oder der Preis des Monotheismus. Carl Hanser Verlag 2003.S. 11.

[2] Vgl. Kuroda: Shinto in the History of Japanese Religion. Journal of Japanese Studies.1981, 19–21.

der Religion des Buddhismus als eigenständiger Weg ab.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang vor allem, dass es mit dem Begriffswandel einhergehend auch zu neuen gesellschaftlichen Funktionsweisen von „Shinto“ kam und, dass „Shinto“ sich erst durch diesen Begriffswandel vom Buddhismus emanzipieren konnte, auch wenn die Religionen nie ganz und gar getrennt werden können.

Die Kategorien im Shinto: Volksshinto

Bereits mehrfach wurde der Versuch unternommen einzelne Kategorien von Shinto zu unterscheiden. Dieses Unterfangen ist nicht ganz unproblematisch und natürlich wird dadurch die Realität auf eine vereinfachte Weise abgebildet. Um einen Überblick in den Wirren der japanischen Religion zu schaffen, werde ich die Kategorisierung hier dennoch übernehmen.
Die älteste Form von Shinto ist wohl der sogenannte Volksshinto oder besser *minzoku shintō* (lokales religiöses Brauchtum). Dieser Glaube sollte aufgrund des Überbegriffs aber keineswegs als einheitliches System verstanden werden. Wie bereits angesprochen wurde, sind es vielmehr verschiedene alte Formen der Kami- Verehrung, die zum Großteil lokal geprägt waren beziehungsweise sind und sich von Dorf zu Dorf sehr unterscheiden. Wahrscheinlich war die altjapanische Kultur von schamanistischen Kulten der sibirischen und mongolischen Stämme des Festlandes beeinflusst, welche man daraufhin auch in die eigenen Brauchtümer übernahm. In prähistorischen Zeiten gab es in Japan keine ethnisch homogene Gruppe und dementsprechend vielgestaltig waren auch die Religionen. Die unterschiedlichen Kami, welche als Götter, Menschen, Naturerscheinungen oder auch geschaffene Gegenstände heute noch verehrt werden, fanden sich bereits im Volksshinto, ebenso wie verschiedene magische und divinatorische Praktiken oder die Ehrfurcht vor den Toten. Der Missions- und Religionswissenschaftler Gerhard Rosenkranz verglich 1944 den Volksshinto mit einem wild wachsenden Acker, der den Nährboden für die später mehr strukturierten Formen des Staats- und Sektenshinto darstellte, jedoch auch immer wieder in diese beiden, ebenso wie in den Buddhimus hineinwucherte und aufgrund seiner Unbezähmbarkeit nie seine Bedeutung verlieren wird.[3]

In relativ engem Zusammenhang mit dem Volksglauben steht der Schreinshinto. Dieser bezieht sich auf die vielen tausend Schreine, in welchen die unterschiedlichsten Kami verehrt werden. Oft ist auch der Schreinshinto sehr lokal geprägt. Der Unterschied zum reinen Volksshinto ist, dass hier bereits eine erste Organisation der Religion stattfindet, da die Schreine betreut werden müssen, was in der Regel durch die lose Vereinigung Jinja Honcho (Schrein-Hauptamt) geschieht und auch Priester eine Rolle spielen, insbesondere in den größeren Schreinen. Der japanische Kaiser, der Tenno, zählt als oberster Priester, jedoch eher im zeremoniellen, als im dogmatischen Sinne.

Staatsshinto

1867/68 fand in einer Zeit der Zerrissenheit die Meiji-Restauration statt, durch welche man zu den politischen Verhältnissen des alten Japan, seiner Politik und einer zentralistischen Monarchie rund um den Tenno, zurückkehren wollte. Das klassische Altertum wurde als Ideal betrachtet, da die Japaner den Tenno und die Kami in dieser Zeit als naturgegebene Autoritäten anerkannten, ohne dass explizite Gesetze von Nöten gewesen wären. Erreichen wollte man diese Restauration der früheren Zustände durch die Vereinigung der

[3] Vgl. G. Rosenkranz: Shinto. Der Weg der Götter. Regin 2003. S.60.

Shintoreligion mit der politischen Gewalt. Das neue ideologische System wurde dann Staatsshinto genannt.
Das eigentliche Ziel war es, sich innerlich zwar selbst treu zu bleiben, äußerlich aber dem westlichen Vorbild zu folgen um mit den wirtschaftlich und politisch erfolgreichen Staaten Europas gleichzuziehen. Die Japaner machten das Christentum dafür verantwortlich, dass der Staat seinen Wurzeln entfremdet wurde. Deshalb musste nun eine eigene Staatsreligion her. Der erste Schritt war die säuberliche Trennung vom Buddhismus mit all den damit einhergehenden Problemen, wie den bereits erwähnten antibuddhistischen Ausschreitungen. Allerdings nahmen die westlich orientierten Reformen von Militär und Rechtssystem bald so viel Aufmerksamkeit in Anspruch, dass die Gründung des Staatsshinto nicht wirklich konsequent vorangetrieben wurde und bald nur noch auf einzelne Aspekte beschränkt blieb.



Ise-jingū, höchstes Heiligtum des Schrein-Shinto in Japan.

In der japanischen Verfassung von 1889 wird „religiöse Freiheit“ garantiert. Von den Ideen des Staatsshinto kann man hier nur noch zwei Sätze zur Institution des Tenno finden *„Der japanische Staat wird für alle Zeiten ununterbrochen vom Tenno regiert und beherrscht“* (Artikel 1) und: *„Die Person des Tenno ist heilig und unverletzlich“* (Artikel 3). Im ganzen Land, sogar auf Schulhöfen wurden Schreine zur Verehrung des Tenno mit Bildern von ihm eingerichtet; er wurde nun zur allgemeinen Identifikationsfigur. Der Kult um den angeblich göttlichen Kaiser wurde auch nicht mehr als religiös bezeichnet, geschweige denn als Staatsshinto, sondern eher als „staatsbürgerliche Pflicht“. So hatte ihn jeder Japaner zu befolgen und damit den Staatskult zu fördern, was durch die Religionsfreiheit sonst nicht möglich gewesen wäre. Dennoch wurde nach dem Zweiten Weltkrieg die Religionspolitik, welche in den Dienst nationalistischer Propaganda gestellt wurde, als Staatsshinto bezeichnet.

Mit der Niederlage Japans 1945 verlor dieser Staatskult sowohl seine rechtliche Basis als auch seine Glaubwürdigkeit, was dazu führte, dass dem Begriff Shinto nun ein negativer Beigeschmack anhaftet, weshalb die Japaner ihn selbst zum Teil zu vermeiden suchen, ihre Religion aber auf jeden Fall von den negativen Assoziationen reinwaschen wollen. Das Thema Shinto spiegelt somit, ähnlich wie bei uns die Asatru-Religion oder die Runen, die Schwierigkeiten wider, die Japan mit der Bewältigung seiner nationalistischen Vergangenheit hat, auch im Zusammenhang mit Religion.

Sektenshinto[4]

Es war 1876, als die Sekten Kurozumi und Shusei von der Regierung als selbstständige religiöse Gemeinschaften anerkannt wurden. Seit dem gibt es den Sektenshinto und es werden ständig neue Gemeinschaften gegründet. Mittlerweile gibt es weit über 300 Gruppen. In der ständigen Neubildung von Sekten zeigt sich laut Rosenkranz die religi-

[4] Der Begriff Sekte ist hier die wertungsfreie Übersetzung des japanischen kyoha und eher als Religionsgemeinschaft zu verstehen, auch wenn die Methoden einiger Gruppierungen dem westlichen Verständnis von Sekten nahe kommen.

ös- politische Unrast des japanischen Geistes.[5]
Wesentliche Unterschiede zum Staats- oder Volksshinto findet man im Sektenshinto nicht, es ist noch die gleiche Religion, die Gottheiten und Geister sind dieselben, lediglich die Form der Verehrung weicht allenfalls manchmal ab. Sekten erhalten jedoch keine staatliche Unterstützung und haben unter der Aufsicht des Erziehungsministeriums eine eigene Verwaltung und eigenen Besitz. Meist werden aus dem bestehenden Glauben einzelne Besonderheiten herausgegriffen und in den Mittelpunkt der neuen Lehren gestellt.

Ein Merkmal des Sektenshinto ist, dass er sich an den persönlichen Bedürfnissen der Mitglieder orientiert und dem Anliegen des Einzelnen Rechnung trägt. Dieses Merkmal hebt ihn von den traditionellen Formen ab, welche Laien allenfalls als Zuschauer einbeziehen. Im Schrein- und im Staatsshinto gibt es keine gottesdienstähnlichen Veranstaltungen und im Volksshinto findet die Verehrung nicht gemeinsam, sondern eher individuell statt. Außerdem hat der Tenno im Sektenshinto zwar oft einen hohen Stellenwert, besondere Verehrung kommt aber vor allem den Sektengründern zu, die nicht selten wie Heilige geachtet werden.

Mittlerweile gibt es 13 offiziell anerkannte Sekten. Einige versuchen ihre Mitglieder auf den alten Shintoweg zurück zu führen, andere betonen stärker die Verbindung zum Konfuzianismus, das Merkmal der Reinheit oder die Verehrung des Berges Fuji. Eine der Sekten sei hier als Beispiel genannt, auch wenn die Glaubenssysteme sich sehr unterscheiden können. Mit 4.200.000 Mitgliedern ist die Tenrikyo die größte der Sekten. Sie wurde 1883 gegründet und widmet sich der Erleuchtung, welche die Gründerin Nakayama erfahren hatte, der Unterstützung von Bedürftigen und der Verehrung des elterlichen Gottes. Mit ihrem monotheistischen Gottesbegriff steht die Tenrikyosekte jedoch nicht allein in Japan, der Einfluss des Christentums ist somit nur schwer zu verkennen. Dennoch leben daneben auch uralte Traditionen fort, zum Teil im Volksglauben, zum Teil im Sektenshinto, wo sie wiederbelebt werden und sich oft nicht mehr klar vom Buddhismus oder anderen Glaubensrichtungen trennen lassen.
Shinto ist als Religion dem ständigen Wandel unterworfen und somit so schwer zu fassen, wie auch der Begriff selbst. Die Faszination bleibt dennoch oder gerade deshalb bestehen.

Ich hoffe ich konnte einen kleinen Einblick in den asiatischen Kami-Glauben geben und vielleicht Lust auf mehr machen. In den folgenden Artikeln werde ich mich nach dieser Einführung etwas tiefer in die japanische Glaubensmaterie begeben und auf spezielle Merkmale, wie die Reinheit oder die Schreine eingehen, die japanische Welt der Götter, Dämonen und Geister beschreiben und auch einen Abstecher in die Bereiche der Magie wagen.

cLEO

Literatur:

J. Assmann: *Die Mosaische Unterscheidung: oder der Preis des Monotheismus*, München 2003.
Y. Kuroda: *Shinto in the History of Japanese Religion*, in: Journal of Japanese Studies, Seattle/Washington 1981.
A. B. Mitford: *Das alte Japan, Sagen, Mythen, Märchen, Bräuche*, Köln 2007.
N. Naumann: *Die Mythen des alten Japan*, Köln 2011.
G. Rosenkranz: *Shinto. Der Weg der Götter*, Preetz 2003.

[5] Vgl. G. Rosenkranz: Shinto. Der Weg der Götter. Regin 2003. S. 126.

Zahlen im Wicca

Das Erklingen der Glocke

Schaut man sich im *Gardnerian Book of Shadows* die Initiation des ersten Grades an, so fallen im Zusammenhang mit dem Läuten der Glocken die Zahlen 11, 3 und 7 auf, die jeweils einen neuen Abschnitts des Rituals „einläuten“. Nachdem ich in meinem letzten Artikel die Bedeutung der Zahlen beim Geißeln dargelegt habe, möchte ich dieses Mal zur zahlenmystischen Bedeutung jener Glockenschläge kommen. Vivianne Crowley unterteilte die 11 Glockenschläge übrigens weiterhin in die Folge 3, 1, 3, 1, 3; aber dazu gleich mehr. Zunächst schauen wir uns die Position jener Glockenschläge im zeitlichen Ablauf der Initiation an.

Die ersten 11 Glockenschläge ertönen, wenn sich der Initiand nach Aufforderung des Initiators auf den Boden kniet. Nach dieser Handlung erfolgt eine Umkehrung, das bedeutet konkret, dass der Initiand sich erhebt und der Initiator vor dem Anwärter kniet, um ihm im Kreis willkommen zu heißen.
Bei Vivianne Crowley finden wir hier die oben beschriebene Zahlenfolge, welche sie selbst damit begründet, dass drei ein Ganzes sind und die Eine drei. Dies bezieht sich eindeutig auf die Göttin und ihre drei Aspekte der jungen, jugendlichen Göttin, der Mutter und der alten, weisen Göttin. Ich selbst finde für mich aber keine schlüssige Erklärung, warum die Einheit der Drei und die Dreiheit der Einen an genau dieser Stelle eine besondere Bedeutung haben soll. Bei Gardner selbst konnte ich eine solche Folge nicht finden, sodass ich davon ausgehe, dass er der 11 als Zahl an sich eine besondere Bedeutung beimaß. Was genau sie bedeutet, kann ich nur spekulieren und zu ergründen versuchen. Von daher soll das Folgende eher als Anregung, denn als absolute Wahrheit zu verstehen sein.

Der 11. Buchstabe im Hebräischen Alphabet ist *Kaph*. *Kaph* entspricht dem 21. Pfad auf dem Baum des Lebens, welcher Chesed und Netzach verbindet. Dieser Pfad entspricht im Tarot der Karte „Schicksalsrad“. Wir erinnern uns, dass Chesed für die Barmherzigkeit, Güte und Liebe steht. Als Bild können wir uns einen friedlichen, ruhigen König vorstellen, der gekrönt auf seinem Thron sitzt. In Chesed werden weiterhin die archetypischen Ideen erschaffen, was sowohl bewusst, wie auch unbewusst geschehen kann. Es ist also ein kreativer Prozess, ganz wie bei dem König in unserem Bild, der einen Blick auf das große Ganze haben muss und sich nicht in Details verlieren kann. Das Bewusstsein beginnt also konkret zu werden: Aus losen, einzelnen, abstrakten Ideenfragmenten entwickeln sich konkrete Vorstellungen. Man arbeitet organisierend, aber auch konstruktiv, und zwar nicht nur für sich selbst, sondern für eine ganze Gemeinschaft. Ein guter Herrscher kann nicht nur auf sich achten, sondern er handelt zum Wohl des ganzen Volkes, denn auch das bedeutet herrschen.

Netzach steht hier für den verborgenen Intellekt, also für die Instinkte und die sich daraus ergebenden Gefühle. Wir sehen also, dass auch hier aller Geist kollektiv angelegt ist. Wir befinden uns in Netzach aber auch in einer Sphäre der Illusionen. Vieles entspricht hier einem, man wird also nicht das eine Ganze finden, sondern viele kleine Teilaspekte, die alle zum Einen gehören. Hier existieren Dinge, die für Gläubige real sind, für Nichtgläubige aber verwirrend, da sie für sie nicht erklärbar scheinen. Aber auch für den Sieg steht Netzach.

Auf dem 21. Pfad geht es unter anderem darum, aus einer Einzelidee, die durch das Ego und die Instinkte geleitet ist (Netzach), konstruktive Ideen, welche auch dem Gemeinwohl dienen (Chesed) zu formen, wenn wir nun den aufsteigenden Weg betrachten. Es gibt es weitere Betrachtungsweisen, ich möchte mich hier auf die offensichtlichen Motive beschränken. Der Initiand unterwirft sich zunächst der Gemeinschaft, indem er vor dem Initiator, der stellvertretend für die Götter steht, niederkniet, ebenso wie sich der Herrscher in Chesed nach seinem Volk richtet. Jemand der friedvoll herrscht, kann sich nicht nur von einzelnen Illusionen leiten lassen und sich in Details verlieren, sondern muss für kollektive Ideen sorgen. Das Unterwerfen des Initianden greift diesen Gedanken zunächst auf; aber auch die anschließende Handlung gehört dazu. Der Initiand erhebt sich wieder und steht auf einer Stufe mit den anderen. Dafür sind die anderen demütig und heißen den Initianden willkommen. Stellvertretend für den gesamten Coven führt dies der Initiator aus.
Alle Beteiligten handeln hier sozusagen fürs Gemeinwohl, gehen weg von ihren (egoistischen) Instinkten, hin zur Gemeinschaft, um zusammen etwas Neues zu formen. Von dieser Handlung haben somit alle etwas. Daran kann uns alle bei einer Initiation das elffache Erklingen der Glocke erinnern, bevor schließlich der Fünffache Kuss folgt.

Der nächste Glockenschlag erfolgt nach dem Maßnehmen und dem Binden der Füße des Initianden vor dem Altar, bevor er nach seiner Bereitschaft zur Reinigung gefragt wird. Es wird drei Mal geläutet. Diese Zahl leuchtet sehr schnell ein, wenn man sich die kabbalistische Entsprechung anschaut und bedenkt, wobei es bei einer Initiation geht.

Der dritte Buchstabe des Hebräischen Alphabets ist *Gimel*, welcher dem 13. Pfad auf dem Baum des Lebens, der Verbindung von Tiphareth und Kether, entspricht. Tiphareth steht hier für das Höhere Selbst, welches wir auch als wahren Willen kennen, und Kether für die Erleuchtung an sich. Im Tarot wird der Pfad durch die „Hohepriesterin" repräsentiert, welche zwischen den beiden Säulen sitzt und durch den Schleier blicken beziehungsweise hindurchgehen kann. Die Hohepriesterin besitzt die Fähigkeit die Verbindung zu den Göttern herzustellen. Auch hier wird wieder eine Stellvertreterposition erfüllt, denn dazu sind alle Priester fähig.

Die Initiation ist ein wichtiges Ereignis: Es soll ebenjene Verbindung zu den Göttern geschaffen werden, zum „Gruppengeist" der Wicca. Es werden Tore geöffnet. Wie der Initiand dann diesen Pfad beschreitet, kann sehr individuell sein, soll hier aber nicht näher betrachtet werden. Jedenfalls kann dieser Schritt nicht ohne weiteres gemacht werden, der Initiand muss vorher gereinigt werden, er legt schließlich sein bisheriges Ich ab, um neu geboren zu werden. Zunächst muss er seinen wahren Willen erkennen, um diesen Weg zu beschreiten, die einzelnen egoistischen Wünsche hinter sich lassen und jene erkennen, die aus Liebe entspringen. Eine Reinigung kann und soll dabei helfen und ist somit unerlässlich. Der Initiand verkündet nach den drei Glockenschlägen seine Bereitschaft dazu. Die Drei erinnert hier daran, um was es bei der Initiation überhaupt geht, und weshalb alle Schritte unerlässlich sind. Hier wird aber auch sehr deutlich, weshalb eine Initiation einige Vorbereitung braucht, sowohl für den Initiator als auch für den Initianden.
Direkt im Anschluss an die Erklärung der Bereitschaft des Initianden zur Reinigung erklingt siebenmal die Glocke, bevor die Reinigung durch die Geißel erfolgt.
Der siebente Buchstabe des Hebräischen Alphabets ist Zayin, der für den 17. Pfad steht. Dieser Pfad verbindet Tiphareth mit Binah. Im Tarot entspricht sie der Karte der „Liebenden". Tiphareth steht, wie oben und auch schon im letzten Artikel beschrieben, für das Höhere Selbst. Diesen wahren Willen muss man aber erkannt haben und sich dessen bewusst sein. Existieren kann er auch ohne dieses Bewusstsein, allerdings wird man sich kaum in Tiphareth befinden, wenn man nicht in der Lage ist, seinen wahren Willen zu ergründen. Auch dass man weiß, wie man mit seinem höheren Selbst kommunizieren kann, steht für diese Sephira.

Binah steht für die Göttin, für die Möglichkeit der Formgebung. Die Energie beziehungsweise die Kraft dafür kommt nicht aus Binah, sondern aus Chokmah, welches dann dem Gott entspricht. Binah beinhaltet nur die Möglichkeit der Form, darum kann oder sollte man Binah und Chokmah nicht wirklich getrennt voneinander betrachten. Bildlich kann man sich das etwa so vorstellen, dass das Füllmaterial aus Chokmah kommt, die Form aus Binah. Nur gemeinsam kann etwas entstehen, was allerdings noch lange nicht manifest sein muss. Aber wir sehen, dass Binah für die Manifestation von allem zwingend notwendig ist.

Die Verbindung der Pfade kann dafür stehen, dass man erkennt, dass zwei verschieden erscheinende Dinge nicht verschieden sein müssen. Es gibt nicht nur eine Wahrheit. In Binah stecken unendlich viele Chancen der Formgebung. Diese Erkenntnis ist ein längerer Prozess, der eben auch zum besseren Verständnis des Höheren Selbst führen kann und bildet somit eine Grundlage auf dem Weg zur Weisheit.

Eine weitere Möglichkeit, die 7 zu verstehen, besteht in der Betrachtung der Tarotkarte der Liebenden, welche ja ebenjenen Pfad symbolisieren. Sie gehen gemeinsam einen Weg und haben gemeinsam eine Prüfung zu bewältigen, im Raider-Waite-Tarot ist das meinem Erachten nach gut zu erkennen. Eine Prüfung ist hier auch im Rahmen der Initiation ersichtlich, und zwar im Sinne von Überprüfung des eigenen Selbst. Der Initiand muss sich erkennen und entscheiden, ob er soweit ist, sich reinigen und initiieren zu lassen, oder nicht. Die 7 kann ihn hier explizit daran erinnern, dass er sich selbst für die Initiation als geeignet befunden hat.

Wir sehen auch hier wieder: Die Bedeutung der Zahlen kann vielseitig sein, aber gewiss ist die jeweilige Anzahl der Glockenschläge nicht willkürlich erfolgt, wie ich mit dieser Analyse aufzeigen möchte. Wenn sich also bei Initiationen die Beteiligten daran erinnern, dass die Zahlen eine Bedeutung haben, so wird die Handlung im Ritual jedem Einzelnen bewusster und kann einen wesentlichen Bestandteil zum Verständnis der Einweihung leisten.
Blessed Be!

Fjörgynn

Quellen:

Gardnerian Book of Shadows
D. Fortune: *Die mystische Kabbala*, Freiburg i. Breisgau 1987.
V. Crowley: *Wicca: Die alte Religion im neuen Zeitalter*, Wien 2004.

Die germanische Hochzeit

Bräuche, Riten und Hintergründe

Es ist Beltaine, der Sommer liegt in der Luft, die Zeit der Leidenschaft und demzufolge auch der Hochzeiten und Handfastings steht vor der Tür. Bei unseren Vorfahren fanden sogenannte Eheleiten allerdings eher im Herbst statt, wenn die Ernte eingefahren war und Lebensmittel in Hülle und Fülle zur Verfügung standen. Schließlich mussten für die anstehende Hochzeit sehr viele Gäste aus den beiden Familien oft bis zu einer Woche lang bewirtet werden. Denn eines konnten sie mit Sicherheit, die Germanen, tagelang feiern, trinken und schmausen.

Nichtsdestotrotz sei hier für die Heiratswilligen unter den Lesern einiges an Brauchtum und Geschichte germanischer Hochzeiten zusammengetragen. Deren Ursprung lässt sich nicht immer genau zurückverfolgen, da Hochzeitsbräuche so vielfältig und in jeder Region unterschiedlich waren und es teilweise auch heute noch sind. Durch den Einfluss der Christianisierung und die wenigen überlieferten Quellen lässt sich manchmal schwer sagen, welcher Brauch nun eindeutig germanischen Ursprungs ist.

In der Edda oder verschiedenen Sagen findet sich wenig zu speziellen Riten. Das mag vor allem daran liegen, dass für unsere Vorfahren dem Ehebund hauptsächlich eine „Verbindung der Sippen“ zugrunde lag, die Aufgabe dieser Ehe war das Funktionieren und Zusammenarbeiten in der Gemeinschaft, die Zeugung von Kindern und die Absicherung der Frauen. Romantik und damit romantische Überlieferungen in Wort und Schrift sind hier eher selten. Das Wort Heirat leitet sich von *hīrāt* ab und setzt sich aus zwei Wurzeln zusammen. Die Silbe hei- geht auf das germanische *hīwa[n] („Haus“, „Hausgemeinschaft“) zurück, das von *kei* („liegen“, hier in der Bedeutung „Lager“, „sich niederlassen“) abgeleitet wird. Die Silbe *-rat* ist mit den Worten „raten“ und „reden“ verwandt und bezeichnete ursprünglich „Mittel, die zum Lebensunterhalt notwendig sind“, dann die „Besorgung“ dieser Mittel, schließlich auch „Fürsorge“.

Der Brautpreis

Womit wir bei dem Brautpreis, oder dem *brudhkaup* wären. Das ist zwar kein direkter Hochzeitsbrauch und heutzutage vermutlich irrelevant, dennoch kann man den Brautpreis meiner Ansicht nach nicht außer Acht lassen, wenn über germanische Hochzeiten geschrieben wird.

Der Brautpreis setzte sich aus drei Teilen zusammen. Einmal der *mundr*, die der Bräutigam zu leisten hatte, und die in etwa dem Wert der Mitgift des Mädchens entsprach. Interessanterweise gab es hier einen Mindestbetrag um das materielle Wohlergehen jedes einzelnen aus einer Verbindung hervorgehenden Kindes zu sichern: Ein Mann, der sich diesen Preis von acht bis zwölf Unzen Silber nicht leisten konnte, war nicht in der Lage, seine Nachkommen zu unterstützen und sollte demzufolge auch nicht heiraten. Die Zahlung des *mundr* wurde in germanischen Kulturen üblicherweise zum Zeitpunkt der Hochzeitszeremonie fällig.

Dann, ebenfalls vom Bräutigam, aber diesmal direkt an die Braut war die Morgengabe zu leisten. Diese diente dazu, eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit der Braut während ihrer Ehe zu sichern und bestand meist aus Kleidung, Schmuck, Geld, Vieh und in

vielen Fällen aus Land und Grundstücken. Die größte verzeichnete Morgengabe, die je gegeben wurde, scheint die von König Gorm an seine Frau Thyre gewesen zu sein: Nach Saxo Grammaticus schenkte er ihr das gesamte Land Dänemark.

Die Mitgift

Die Mitgift, die *heiman fylgia*, dagegen wurde der Tochter von ihrer Familie mit in die Ehe gegeben. Sie repräsentierte den Anteil der Braut am Erbe ihres Vaters. Sie wurde in erster Linie als eine Art Rente zurückgehalten, welche die Frau und ihre Kinder im Fall des Todes des Ehemannes erhalten sollte.

Die Verhandlung des Brautpreises zwischen den beiden Sippen konnte sich wochenlang hinziehen. Mit dessen Übergabe vor mindestens sechs Zeugen begann am Hochzeitstag auch das eigentliche Ritual.

Das Dampfbad

Das Dampfbad galt vor allem in Island und Skandinavien als Reinigungsritual. Sehr gut kann man sich vorstellen, wie die Frauen der Sippe die zukünftige Braut badeten, ihr Ratschläge rund um die Ehe und die Männer erteilten und zu guter Letzt mit Birkenzweigen leichte Schläge verteilten um die Reinigung zu vollenden und böse Geister zu verscheuchen. Dieses Reinigungsbad stand auch dem Bräutigam bevor. Es diente der äußeren und inneren Reinigung, dem Ablegen des Junggesellenlebens beziehungsweise der Jungfernschaft und der Vorbereitung auf den neuen Lebensabschnitt mit all seinen Aufgaben.

Der Haarschmuck

Am Tag der Hochzeit trug die junge Braut ihre Haare das letzte Mal offen, bevor sie buchstäblich „unter die Haube“ kamen. Hierfür wurden sie besonders geschmückt. Entweder mit Kränzen aus verschiedenen, mythisch und magisch relevanten Kräutern oder mit der Brautkrone. Diese lässt sich nicht eindeutig auf das Germanentum zurückverfolgen, sondern tauchte hauptsächlich im Mittelalter auf. Sie wurde von der Mutter an die Tochter weitergegeben.

Opfer

Der erste Teil des religiösen Rituals war von Anrufungen und eventuell auch Opfern gekennzeichnet, welche die Aufmerksamkeit der Götter auf die Zeremonie richten sollten. Wenn man ein Opfer abhielt, wurde höchstwahrscheinlich ein Tier geschlachtet, das in Verbindung zu den Fruchtbarkeitsgöttern stand. Hierbei kann es sich um eine Ziege für Thor, eine Sau für Freya oder einen Eber bzw. ein Pferd für Freyr gehandelt haben. Das Blut des Tieres soll in einer eigens zu diesem Zweck gefertigten Schale aufgefangen worden sein, das Fleisch wurde später als Teil des Festmahles zubereitet. Mit einem Bündel von Tannenzweigen, in das Blut getaucht, besprenkelte man das Hochzeitspaar und die anwesenden Gäste, um auf diese Weise den Segen der Götter auf sie herabzuziehen.

Die Übergabe der Schwerter und Ringe

Die Übergabe der Schwerter war ein überaus wichtiger Bestandteil der Zeremonie. Der Bräutigam erlangte vor der Hochzeit entweder als Erbstück, oder in einer eigenen Prüfung das Schwert der Ahnen, das er seiner Braut bei der Hochzeitszeremonie überreichte. Es war die Aufgabe der Braut, dieses

Schwert für ihren Sohn in Verwahrung zu nehmen. Dann gab die Braut ihrem zukünftigen Ehemann das Schwert, welches sie ihrerseits mit zur Zeremonie gebracht hatte. Dieser Austausch von Geschenken versinnbildlicht das heilige Band der Vereinigung. Das Ahnenschwert zeigt die Traditionen der Familie sowie die Weiterführung der Blutlinie an, während das von der Braut überreichte Schwert den Übergang der Braut von der väterlichen Macht in die Hände des Bräutigams symbolisiert.
Dem Austausch der Schwerter folgte der Tausch der Ringe. Vielleicht wurden sie zum Hochzeitsschwur geweiht und symbolisieren mit ihrem ungebrochenen Kreis die der unzerstörbaren Natur des ehelichen Eides. Man übergab den Ring der Braut auf dem Griff des neuen Schwertes, auch der Bräutigam erhielt den seinen auf diese Weise. Diese Verbindung von Schwert und Ring betont die Heiligkeit des Vertrages zwischen Mann und Frau, sowie die bindende Natur des gemeinsam abgelegten Eides.

Der Brautlauf
Der Brautlauf scheint in verschiedenen Gegenden unterschiedlich abgelaufen zu sein. In Island liefen die beiden Familien um die Wette zur Festhalle. Welches Mitglied als letztes ankam, dessen Sippe musste Trank und Schmaus des folgenden Abends finanzieren. Heute wird bei heidnischen Hochzeiten aus dem Brautlauf oft ein symbolisches „Einfangen“ der Brau zelebriert, das heißt der Bräutigam fängt sich seine Braut in einem Laufspiel.

Das Brautbier
Mit dem Eheschwur war die germanische Zeremonie einer Eheleite noch nicht beendet. Eine weitere rechtsgültige Rolle spielte bei der anschließenden Feier das Trinken des Brautbieres. Hier übernahm die Braut erstmals ihre vornehmste Pflicht als Hausfrau, nämlich das zeremonielle Darreichen der Getränke.
„Bier bringe ich dir, Brünneneichbaum,
gemischt mit Stärke und stolzem Ruhm,
voll von Sprüchen und Freudenrunen,
gutem Zauber und Glücksstäben.“[1], sagt zum Beispiel Brünhild zu ihrem Befreier Sigurd, den sie sich auch zum Mann wünscht.
Nach der Entgegennahme des Kelches, wurde dieser eventuell geweiht und beide Eheleute tranken daraus. Dadurch wurden Braut und Bräutigam vor den Augen der Götter und im Sinne der Gesetze zu einer Einheit und bestätigten damit ihre neue Verwandtschaft. Diesen gemeinsamen Trunk behielt das Paar für die nächsten vier Wochen bei, da er mit Fruchtbarkeit und Heilung in Verbindung gebracht wurde, oft enthielt er Met und einige Tropfen Blut des Opfertieres.

Thors Hammer
Mittels einer Weihe durch Thors Hammer wurde Fruchtbarkeit beschworen. Der Hammer wurde in den Schoß der Frau gelegt und segnete auf diese Weise ihre Empfängnis- und Gebärorgane. Dazu wurde Frigga auf rituelle Weise angerufen, wie im *Thrymskvidha* beschrieben: „Bringt den Hammer, die Brautzu weihen! Leget Mjöllnir der Maid in den Schoß! Mit der Hand der War weiht uns zusammen!“[2]

Den Schleier zerreißen
Bei diesem alten Brauch, der prinzipiell um Mitternacht stattfindet, wird der Schleier der Braut beim Tanz geraubt und in viele Stücke gerissen. Diese werden dann an die weiblichen Hochzeitsgäste verteilt, die vom Segen des Brautpaares profitieren sollen.

Über die Schwelle tragen
Der Braut wurde von ihrem Mann das Eintreten in das gemeinsame Heim mit dem über

[1] Die Edda, Übersetzung nach Felix Gentzmer, Jena 1941, S. 180.
[2] Ebenda, S. 56.

die Schwelle gelegten Schwert verwehrt. Dies ermöglichte ihm, seine Frau selbst in die Halle zu geleiten und so zu vermeiden, dass sie über die Schwelle stolpern konnte. In der ganzen heidnischen Welt gab es Formen des Aberglaubens bezüglich der ersten Überschreitung einer solchen Schwelle durch die junge Ehefrau, da eine Türöffnung als Portal zwischen den Welten angesehen wurde. Dieser eine Schritt wurde als ihr buchstäblicher Übergang vom Leben als Jungfrau zu dem einer Ehefrau gedeutet. Des Weiteren ging man davon aus, dass sich verschiedene Geister stets um eine Tür herum aufhalten. So war es von großer Bedeutung, dass die Braut beim Passieren der Tür keineswegs zu Fall kam, da dies als extrem schlechtes Zeichen gewertet wurde.

Der Schnitt in den Balken
Im Haus der jungen Familie schlug der Bräutigam mit seinem Schwert in den Dachbalken oder einen Stützpfeiler des Hauses, um „das Glück der Ehe anhand der Tiefe des Schnittes zu prüfen“. Darüber hinaus demonstrierte diese Probe die Manneskraft des Bräutigams, die in engem Zusammenhang mit dem Glück der Familie stand.

Um den Herd gehen
Im gemeinsamen Heim umrunden Braut und Bräutigam den Tisch oder Herd dreimal mit einer brennenden Kerze in der Hand, wobei sie sich neigen oder die Herdecken küssten und Geschenke opferten für die Schutzgeister des Hauses.

Hochzeitsnacht
Um selbige ranken sich viele Geschichten. Es lässt sich recht einheitlich feststellen, dass hier Zeugen eine wichtige Rolle spielten. Ob diese nun das Brautpaar mit einem Fackelzug in die Schlafkammer geleiteten, davor oder (was uns heute recht befremdlich anmuten mag) darin auf den Vollzug der Ehe warteten, ist nicht klar ersichtlich. Es scheint aber auch hier die sechs als Anzahl der Zeugen von Bedeutung zu sein. Die Träume der Braut in dieser ersten Nacht wurden am nächsten Tag genau aufgezeichnet, da man aus ihnen Vorhersagen bezüglich der Zahl der Kinder und des Eheglücks ableiten konnte.

Carima

Quellenangaben:

Die Edda, Übersetzung nach Felix Gentzmer, Jena 1941.
G. Hallakarva: *Liebe, Werbung und Ehe im Skandinavien der Wikinger*, in: G. E. König (Hg.): Magie & Mythos. Spiritualität, Naturreligion und Heilkunde, Greiz 2011.
J. De *Vries: Altgermanische Religionsgeschichte*, Berlin 1956.



Die Liebesgöttin Freya
Carl Emil Doepler, 1882

Hera

Göttin durch Segen und Zorn

Auch wenn ich gerade vor etlichen dicken Wälzern mit griechischen Mythen und Sagen sitze, habe ich doch das Gefühl, dass ich sie schließen sollte, wenn ich nun zu schreiben beginne. Götter und Kulte sind etwas Lebendiges und für uns daher selbst durch die Gesamtheit der überlieferten Mythen nicht recht zu begreifen. Eine Mythologie, die stets regional variierte und andauernd in Bewegung war, ist in unserer heutigen Zeit nur mit Mühen fassbar. Die Priester, die Philosophen, das politische Weltgeschehen und das Volk selbst hatten wahrscheinlich verschieden großen Einfluss auf die Göttervorstellungen, die wir heute in Büchern finden – abhängig vom jeweiligen Autor und seinen favorisierten Quellen. Somit bleibt die griechische Mythologie noch immer ein Bereich der Philosophie und durch die Beschäftigung mit ebensolcher stets lebendig.

Denkt man an Hera als Götterkönigin und Gattin des Herrschers Zeus, so haben viele Vorurteile noch immer nicht an Bedeutung verloren, denn vordergründig verbindet man sie nach wie vor mit Eifersucht und Rachsucht. Ich will heute versuchen, ein wenig zur Entlastung und zum Verständnis dieser alten Göttin beizutragen, die doch vielschichtiger zu sein scheint, als man sich vorstellen mag. Man möchte es mir aber nachsehen, dass ich nicht sämtliche Geschichten und Mythen über Hera aufgreifen kann, da ich sonst genug Material für ein neues Buch beisammen hätte. Darum werde ich die Eckdaten nach bestem Gewissen umreißen, um das Potential der Interpretationen zu verdeutlichen. Nun wünsche ich euch viel Freude mit dem Göttinnenprofil.

Die neue Herrscherin

Hera entsprang aus der Vereinigung zwischen Kronos und Rhea, den höchsten Titanen des Goldenen Zeitalters. Doch wie schon einst Kronos Vater Uranos seine Nachkommenschaft im Schoße seiner Gemahlin Gaia einschloss, um eine mögliche Machtübergabe auszuschließen, verschlang auch Kronos seine Kinder direkt nach der Geburt. Einige Erzähler waren allerdings der Meinung, dass Hera nicht verschlungen wurde, sondern wie ihr Bruder Zeus versteckt aufwuchs, möglicherweise in Arkadien, wobei ihre Ammen die Jahreszeiten selbst gewesen sein sollen. Als letztlich der Tag des Aufstands gegen die Titanen kam, scheint sie nicht aktiv am Krieg beteiligt gewesen zu sein, den ihr Bruder Zeus anführte. Erst nach dem Sieg der „neuen Götter“ taucht sie wieder auf, als Hera, die von Zeus zur Ehefrau erkoren wurde. Doch auf diese Geschichten werde ich noch etwas ausführlicher eingehen.

Der Name Hera scheint nach vielen Meinungen die weibliche Form vom Heros zu sein[1]. Frei übersetzt würde ihr Name somit „Herrin“ heißen, wobei es auch eine andere Interpretation gibt, worin Hera aus dem Wort *he era* abgeleitet wurde, was soviel wie „die Erde“ bedeutet. Damit hätten wir schon im Namen einen gewissen Beweis für die These, dass Hera eine „Große Göttin“ gewesen sei – ein Titel, welcher ursprünglich ihrer Mutter Rhea zugesprochen wurde. Nun, da Hera Rheas Rolle als neue Königin der herrschenden Götter übernahm, könnte es im Bereich des Möglichen sein, dass nunmehr sie von

[1] Der weibliche Singular des Heros ist jedoch Heroís

den Menschen als Große Göttin angebetet wurde. In ihrer Manifestation als ihr eigenes Kind *Eileithyia* - die Göttin der Geburt - war sie die Segensbringerin für die Mutter in den Wehen und wachte über das Gelingen der Entbindung. Als *Hera Zygia* war sie die Bewacherin der Hochzeitsnacht und in Arkadien wurde sie scheinbar als eine dreifache Göttin verehrt, da sie durch ein Reinigungsbad ihre Jungfräulichkeit jedes Jahr erneuern konnte

In der Kunst wird Hera meist entweder auf einem Thron sitzend oder einfach stehend dargestellt, ihre Insignien sind ein Diadem oder eine Krone und ein Zepter, meist mit einem Kuckuck geschmückt. Ihre heiligen Tiere sind ebenfalls der Kuckuck und der Pfau als Symbol des Stolzes. Hera wird als kuhäugig beschrieben, wobei die Kuh auch als ihr heiliges Tier galt. Was genau Hera mit dem Kuckuck verbindet, bleibt ein Rätsel, doch gibt es verschiedene Deutungsmöglichkeiten. Der Kuckuck verweist vielleicht auf die Geschichte, worin sich Zeus in einen solchen Vogel verwandelte, um Hera sexuell gefügig zu machen. Aber möglicherweise steht er auch als ein etwas zynisches Gleichnis für Zeus’ Untreue, da der Kuckuck seine Eier in fremden Nestern unterbringt und wir um so einige Kinder des Zeus wissen, die nicht mit Hera zeugte. Zu guter Letzt ist das Verhalten des geschlüpften Kuckucks mit Heras Rache an den Gespielinnen und unehelichen Kindern des Zeus zu vergleichen, da das Kuckuckskind die anderen Nestgefährten aus dem Nest hinaus wirft. Also könnte jener Vogel auch für Heras alleinigen Anspruch auf Mann und Herrschaft stehen; andere haben auf Heras Platz keine Berechtigung.
Weiterhin sind ihr Äpfel und Granatäpfel heilig. Dazu heißt es, dass der Kuckuck den Frühling und die Äpfel hingegen den Herbst symbolisieren und damit den Bezug zu den Jahreszeiten herstellen, die Hera als Göttin durchläuft. Zusammen mit dem schon erwähnten erneuernden Bad beschreiben ihre Attribute insgesamt einen kompletten Zyklus.

Trotz ihrer sich stets erneuernden Jungfräulichkeit werden der Hera einige Kinder zugeschrieben, wobei mehr als unklar ist, bei welchen Kindern Zeus mitwirkte. Hierzu gibt es etliche verschiedene Versionen. Allerdings sind sich die meisten Quellen immerhin einig, dass Hera mindestens ein Kind aus sich selbst heraus zeugte. Diese Begebenheit unterstreicht nochmals die These von der Großen Göttin und Erdmutter in der Tradition von Gaia, aber sie schenkt uns noch einen ganz anderen Blickwinkel auf die mögliche kulturelle Aussage dieser Geschichten, wozu ich meine Überlegungen etwas später schildern möchte.

Heras Kampf um Ehe und Ehre

Es ist schon ein Mythos mit bitterem Beigeschmack, den die Geschichten schildern, die uns über Heras Hochzeit mit Zeus berichten. Einige schrieben, dass Hera ihren Bruder bereits bei seiner Geburt für sich erkoren hätte, was durchaus möglich ist, wenn man bedenkt, welch starke und machtbewusste Frau sie ist. Dennoch halte ich eine andere Geschichte für äußerst relevant und auf jeden Fall bedenkenswert. Es heißt, dass Hera dem Werben ihres Bruders auswich und eines Tages auf einem Berg wanderte. Da sich Zeus aber nie von einer Frau zurückweisen ließ,

die er begehrte, wandte er eine List an. Er ließ ein Gewitter mit heftigen Regengüssen aufziehen und verwandelte sich in einen Kuckuck. Sobald Hera diesen durchnässten Vogel auf dem Berg sah, bekam sie Mitleid und verbarg ihn schützend unter ihrem Gewand. Als sich dann Zeus zurückverwandelte, war sie ihm unterlegen und hatte keine Möglichkeit, ihn von seiner Tat abzuhalten. Um ihre Ehre zu bewahren, drang Hera daraufhin ihren Bruder, sie zu seiner Frau zu nehmen.

Welche Folgen hatte diese Geschichte nun für Hera? Sie konnte einer großen öffentlichen Schande entgehen, wenn auch zu dem Preis, dass sie sich mit Zeus vermählen lassen musste. Doch wer die weibliche Seele halbwegs nachvollziehen kann, weiß gewiss, dass eine solche Erfahrung nie ohne Spuren bleiben kann. Auch wenn ich hierin Gefahr laufe, dass ich eine Göttin vermenschliche, so denke ich doch, dass dies genau der richtige Weg ist, um Heras Wesen fassen zu können. Ihr Stolz war ihr so wichtig, dass sie es ertrug, ihren Schänder zum Partner zu machen. Welche Kraft in solch einer Göttin stecken mag, können wir nun mehr als zuvor erahnen und ihre weiteren Taten nachvollziehbarer machen. Wenn sie auch Zeus vermeintlich unterlegen ist, so hat sie durchaus das Recht, nicht in Schande zu leben. So ließen sich auch ihre Feldzüge gegen Geliebte und uneheliche Kinder ihres Mannes erklären. Eine solche Göttin als Beschützerin der Ehe einzusetzen, ist durchaus nicht widersprüchlich. Sie ist eine kämpferische Natur, die mit allen Mitteln für die Ehre der Frau einsteht, seien jene noch so riskant oder skrupellos.

Hera verlangte es durch ihr Opfer natürlich auch nach öffentlicher Anerkennung. Die Hochzeit wurde vollzogen, wobei alle Götter vorgeladen wurden, um dem Paar ihre Ergebenheit zu zeigen. Es heißt, dass Gaia selbst den berühmten Apfelbaum der Hesperiden als Geschenk für Hera wachsen ließ. Verschiedenen Quellen nach soll die darauf folgende Hochzeitsnacht auf Samos dreihundert Jahre angedauert haben, wobei diese Zeitspanne wohl der damaligen Länge eines heiligen Jahres entspricht, nämlich 300 Tagen. Hera gilt nicht umsonst als die Hüterin der Heiligen Hochzeit[2], denn für sie scheint jene für die Beziehungsform zu stehen, die sie eigentlich anstrebt. Es geht ihr nicht um die Familie mit der klassischen Rollenverteilung, sie ist vielmehr eine Göttin, die sehr bei sich und ihrer Selbstverwirklichung bleibt. In der optimalen Ehe sieht sie sicherlich einerseits die Verschmelzung zu einem Ganzen und andererseits die gleichberechtigte Ergänzung der Partner, was ihr in solch einem Umfang mit ihrem Gatten leider nicht vergönnt ist. So ist und bleibt sie eine Kämpferin in einer unterdrückenden Beziehung mit ihrem Bruder.

Die Rachezüge

Da wir das Wesen der Hera nun ein wenig besser kennen, sind ihre Taten in etlichen Geschichten vielleicht nachvollziehbar, auch wenn sie nicht von viel Rationalität geprägt sind. Die emotionale Komponente tritt stets in den Vordergrund, da der häufigste Verursacher ihrer Schande und ihres Leids, ihr Ehemann selbst, scheinbar zu mächtig war, um sich gegen ihn dauerhaft aufzulehnen. Daher zog es Hera meist vor, sich gegen die Früchte der Schmach zu wenden. Die sicherlich bekanntesten Geschichten, die ihr den mutmaßlichen Charakterzug der Eifersucht eingebracht haben, sind jene über die Verfolgung der (selten freiwilligen) Gespielinnen ihres Mannes. So befahl Hera der Schlange Python die von Zeus geschwängerte Leto zu verfolgen und zu jagen, damit sie nirgends unter der Sonne gebären könne. Letztlich blieb der Erfolg aber aus und Leto gebar Artemis und Apollon. Letzterer war es dann auch, der Python in Delphi tötete.

[2] Mehr zum Thema Hieros Gamos in der Damháin Alla Ausgabe 10

Eine regelrechte List wandte Hera bei der Liebschaft ihres Gatten mit Semele an, welcher sie riet, sie solle von ihrem noch unbekannten Liebhaber verlangen, sich ihr in seiner wahren Gestalt zu offenbaren. Als die schwangere Semele Zeus nun bedrängte und nicht von ihren Bitten abließ, offenbarte er sich ihr erzürnt in Donner und Blitz, welche Semele mitsamt ihrem Palast verbrannten. Ihren ungeborenen Sohn aber ließ Zeus in seinem Oberschenkel einnähen, um ihn selbst auszutragen.
Doch auch nach der Geburt des Dionysos ließ Hera nicht von der Frucht ihrer Schande ab und wies einige Titanen an, den Jüngling zu töten. In gewisser Weise wurde dieser Auftrag auch entsprechend ausgeführt, wäre das Herz des jungen Dionysos nicht unversehrt geblieben, was letztlich seine Wiedergeburt ermöglichte.[3]
Als Hera den Stiefsohn erneut aufspürte, strafte sie ihn mit Wahnsinn. Wie genau dieser Racheakt ausgesehen hat, ist kaum in Quellen nachzuvollziehen, die Qualität allerdings könnte mit der Raserei in Verbindung gebracht werden, die Dionysos in vielen Feldzügen dazu brachte, eine nicht geringe Zahl an Menschen sprichwörtlich abzuschlachten, ein Wahnsinn, der sich explizit in Dionysos weiblichen Anhängerschaft, den Mänaden, manifestierte. Doch der von Hera über den Gott verhängte Wahn versetzte ihn auch in die Lage diesen Fluch über andere auszubreiten. Daher kann man sicherlich behaupten, dass es ihm gelang ihren Fluch zur Gabe zu wandeln und sich so einen Platz unter den mächtigsten Göttern des Olymp zu sichern.
Auch heißt es, dass Hera nach der Wiedererweckung des Dionysos seine neuen Zieheltern mit eben diesem Wahnsinn strafte und daraufhin der Vater Athamas seinen leiblichen Sohn Learchos tötete, da er ihn für einen Ziegenbock, in einer anderen Schilderung für einen weißen Hirsch hielt. Athamas ergriff Pfeil und Bogen, erschoss Learchos und zerriss seinen Körper. Jedoch spielt in dieser Geschichte eine weitere Begebenheit hinein, da Athamas seinen Sohn mit der Ino gezeugt hatte, obwohl Hera höchstpersönlich ihm die Nephele zur Frau gegeben hatte. Somit wurde sie hier auch wieder zur Verfechterin der Heiligen Ehe, die der Mann gebrochen hatte und ein gewisses Gleichnis mit ihrem eigenen Schicksal entsteht.

Aber nicht nur Dionysos wurde mit dem Wahnsinn der Hera verflucht. Ein weiteres bekanntes Opfer ihrer Rachsucht gegen die unehelichen Kindern des Zeus finden wir in Herakles, einem der größten Helden der griechischen Antike. Zeus hatte ihn während einer Nacht mit Alkmene gezeugt und ließ dies zum Schmach der Hera auch noch stolz auf dem Olymp verkündet. Nach Zeus' Willen sollte er über das Haus des Königs Perseus herrschen, da er der Erstgeborene dieses Königshauses sein würde. Das verhinderte Hera mit einer List, indem sie sich als Eileithyia vor das Haus Alkmenes setzte, die Finger, Beine und Gewänder verknotete und so Alkmenes Geburtswehen behinderte. Herakles wurde nicht der Erstgeborene des Königshauses, sondern ein Sohn der Nikippes, die durch Hera frühzeitig entband. Damit hatte Herakles keinen Anspruch auf das Königreich.

Aus Angst vor weiteren Racheakten wurde Herakles von Alkmene ausgesetzt. Als Athene und Hera das ausgesetzte, ihnen unbekannte Kind fanden, überredete Athene der Überlieferung nach die Hera, dass sie das Kind säugen sollte, da es wahrlich prächtig anzusehen war. Als das geschah, wurde Herakles nun vollends unsterblich, was den Zorn der Hera über diese Täuschung nur

[3] Näheres zur Geschichte des Dionysos in der Damháin Alla, Ausgaben 12 und 13 .

vergrößerte. Es heißt außerdem, dass bei diesem Akt der Säugung die Milchstraße erschaffen worden sei, da Heras Milch vergossen wurde.
Auf Rache sinnend, sandte Hera eines Nachts zwei todbringende Schlangen in das Kinderzimmer des Herakles, wobei Zeus seinem Sohn zu Hilfe eilte und das Zimmer hell erleuchtete. Herakles erwachte und erwürgte die Schlangen kurzerhand.

Erst später rächte sich Hera endlich erfolgreich für ihre Schande, indem sie auch Herakles mit Wahnsinn bestrafte. So geschah es, dass er nicht mehr zwischen Freund und Feind unterscheiden konnte und seine eigenen Kinder tötete, in einigen Erzählungen auch noch seine Frau Megara. Angeblich soll erst nach diesen Taten Herakles seinen eigentlichen Namen bekommen haben, der übersetzt soviel wie *Heras Ruhm* bedeutet. Zuvor soll Herakles Palaimon geheißen haben.

Nur einmal wurde Hera selbst von Zeus zu einer schweren Strafe verurteilt, weil sie weiterhin dem Herakles feindselig nachstellte. Daraufhin ließ der Götterkönig sie mit goldenen Ketten und je einem Amboss an ihren Füßen ans Himmelszelt binden. Ihre Schreie sollen so entsetzlich gewesen sein, dass sie die Erde und den Olymp erschütterten. Danach verschrieb sich Hera anscheinend immer mehr der List.
Letztlich können diese Geschichten Zeugnisse für den unermesslichen Stolz der Hera sein, den sie mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu erhalten bestrebt ist. Sie zeigt mit ihren Taten eine unheimliche Prinzipientreue, deren Konsequenzen jenseits unserer Ethik liegen.
So untermauert Hera nicht nur ihren hohen göttlichen Status, sondern auch die Theorie, dass sie tatsächlich zu der Reihe der Großen Göttinnen gehören könnte und damit eine Moral besäße, die sich den menschlichen Werten beinahe schon entzieht. Auf jeden Fall bleibt sie eine strenge und gnadenlose Patronin der Ehe, der Eins-Werdung mit dem Partner und der beiderseitigen Treue.

Matriarchale Spuren

Aus dem großen Göttergeschlecht stammend und noch vor der Revolte gegen die Titanen geboren, ist Hera trotz ihrer Position als neue Königin des Olymps eine der älteren Göttinnen. Es wird vermutet, dass Hera unmittelbar mit einer matriarchalen Kultur in Verbindung stand. Ähnliches wird auch ihrer Schwester Demeter nachgesagt. Eine Metamorphose einer Göttin, deren Heiligtümer gerade auf Kreta sehr beliebt waren, ist hier zu vermuten, wenn wir den Stierkult (die Beziehung zur Kuh) und die einstige kulturelle Struktur dieses mutmaßlichen Matriarchats bedenken.[4]
Nimmt man einen matriarchalen Ursprung der Hera an, so könnte uns das auch die uneindeutige Sachlage ihrer Kinder leichter verständlich machen. In vielen Quellen gibt es eher Einigkeit, dass Hebe, die Göttin der Jugend und Mundschenk der Götter, sowie Eileithyia, die Schutzgöttin der Gebärenden, aus der Verbindung zwischen Hera und Zeus stammten, beziehungsweise Hera selbst diese Kinder verkörperte. Hingegen wird manchmal behauptet, dass Hera Hephaistos, den Gott der Schmiedekunst, und Ares, den mächtigen Kriegsgott, aus sich selbst gezeugt hätte. Doch hier wird es etwas uneindeutig, denn in manchen Versionen wird mal der eine, mal der andere von Hera allein gezeugt. Die Vermutung, dass beide ohne das Zutun von Zeus gezeugt wurden, ist mit einer kleinen Geschichte verbunden, die besagt, dass Hera enttäuscht war, weil ihr Sohn Hephaistos als sehr kleiner und hässlich geratener Gott von allen belächelt wurde. Daraufhin wurde er entweder von Hera selbst oder aber von Zeus an einem Bein gepackt und in den Ozean geworfen, wo er dann die Schmiedekunst erlernte, welche ihm später einen Sitz unter den zwölf höchsten Göttern des Olymp einbringen sollte. Ungeachtet dessen betete Hera aus Enttäuschung und Zorn über Hephaistos Ungestalt unterdessen zu Gaia und zeugte abermals ein Kind, welches letztlich alle Götter durch Größe und Kraft überragte: Ares.
Hera gilt aber in einigen Geschichten auch als Mutter des Typhon, eines mächtigen Ungeheuers mit hundert Schlangenköpfen und Gebieter über zerstörerische Winde, den sie als Erwiderung zur Geburt der Athene zeugte. So gedachte sie Zeus zu verdeutlichen, dass sie mächtigere Geschöpfe als seine Scheitelgeburt Athene hervorbringen könne.

Diese „jungfräulichen“ Geburten der Hera könnten als göttliche Beispiele einer matrilinearen Erbfolge betrachtet werden, da dem Vater hier keine Rolle zugesprochen wurde und er somit nicht existierte. Es wird angenommen, dass eine solche Vorgehensweise auch in einer möglichen matriarchalen Kultur vorherrschend war. Dennoch ist Hera keinesfalls eine Mutter. In keinem einzigen der zahlreichen Berichte über diese Göttin ist ein Verweis auf klassische Mütterlichkeit vorhanden. Auch in ihrer dreifachen Gestalt, in der sie in Arkadien verehrt wurde, wird sie stets als erwachsene Frau und nicht als Mutter dargestellt. Gründe hierfür können gerne frei interpretiert werden, zumal ich keine finde, die sich umgehend widerlegen lassen können.

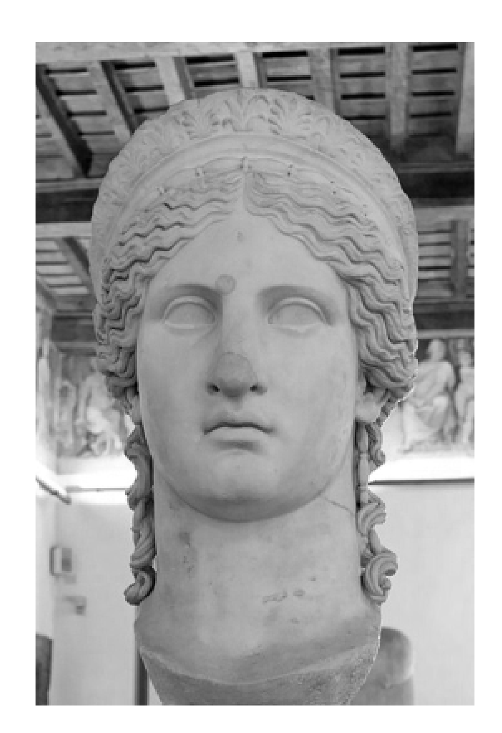
Hera im Jetzt – Schlusswort

Für mich repräsentiert diese antike Göttin eigentlich jene Frauen im Heute, die versuchen sich gegen patriarchale Strukturen aufzulehnen, aber dabei allein und ohne Verbündete kämpfen. Ich meine damit jene, die sich isoliert in unseligen Partnerschaften oder anderen soziale Strukturen befinden und keinen Ausweg sehen, als das Ihre mit aller Gewalt zu verteidigen.
Vermutlich braucht es manchmal auch solch starke Frauen, die nicht alles mit sich machen lassen.
Diese klassischen Geschichten können uns Mut machen, hoffen lassen und uns gleichzeitig sensibilisieren, sodass wir mehr feindliche Hindernisse erkennen und sie gemeinsam beseitigen können – vielleicht sogar Männer und Frauen zusammen.

Fynn

Quellen

K. Kerényi: *Die Mythologie der Griechen Band 1*, München 1966.
M. Grant & J. Hazel: *Lexikon der antiken Mythen und Gestalten*, München 1980.
R. von Ranke-Graves: *Griechische Mythologie*, Hamburg 1984.
G. Schwab: *Die schönsten Sagen des klassischen Altertums*, Wien 1955.



[4] Näheres zum mutmaßlichen, minoischen Matriarchat auf Kreta in Damhain Alla, Ausgabe 27.

Feminismus

Frauenrituale: Wie neu geboren

Vor kurzem meinte eine Freundin zu mir: „Mensch, warum machst du nicht mal was Praktisches in deiner Serie?“ Diese Aussage ist auch der Grund für diesen Artikel. Nach meinem voran gegangenen Artikel erschien es mir schwer, wieder zur berühmt-berüchtigten Themen- und Quellensuche überzugehen.
Heute geht es um die Praxis, um Rituale für Frauen. Und da dieses Thema wahrhaft viele Möglichkeiten bietet, können die Leser über kurz oder lang auf Fortsetzungen hoffen.
Als ich mich nun an eine kleine Sammlung gemacht habe, kam mir schnell die Frage auf, wozu Frauen – und ich meine besonders unsere zivilisationsverwöhnten Exemplare, wie ich eines bin – eigentlich Rituale brauchen. Und was sind Rituale überhaupt?

Unbewusstes Ritual

Laut Definition laufen rituelle Handlungen nach vorgegebenen Regeln ab, haben hohen Symbolgehalt und sind meist formeller oder feierlicher Natur. Somit ist allein schon die Begrüßung eine ritualisierte Handlung, die so oft durchgeführt wird, dass sie nahezu unbewusst abläuft, weil wir die Abläufe so sehr verinnerlicht haben.
Doch was wäre, wenn wir Frauen den morgendlichen Blick in den Spiegel einmal ritualisieren? Was wäre, wenn wir dem ganzen Prozedere einmal einen feierlichen und einen bewusst rituellen Charakter verleihen? Ich denke, das würde gut tun. Denn Feierlichkeit hat auch etwas mit Andacht und Heiligung zu tun. Wo also mit der Heiligung anfangen, wenn nicht bei sich selbst?
Der nächste Schritt wäre, sich bewusst zu machen, welche automatisierten Handlungen in unserem Alltag einen rituellen Charakter bekommen, weil sie immer den gleichen Ablauf haben. Und wie wäre es damit, alle diese Handlungen bewusst als Ritual, als etwas Feierliches wahrzunehmen? Mädels, ihr glaubt gar nicht, wie gut das tun kann!

Doch wir wissen alle ziemlich gut, dass Rituale nicht nur im Alltag integriert sind, sondern auch dabei helfen können, diesen zu überwinden.

Aus dem Alltag in den Alltag

Eine andere Freundin erzählte mir neulich von einem Frauenkreis, der sich regelmäßig getroffen hat, um gemeinsam Dinge zu tun. Da wären wir ja schon beim ersten Punkt. Es geht um Gemeinschaft, Gleichgesinnung, Gemeinsamkeit. In unserer Gesellschaft ist man oft eher in einem Alltag-Einsamer-Wolf-Modus gefangen. Nicht alle von uns haben das Glück, wirklich Freundschaften unter Arbeitskollegen zu finden – wobei das oft die Menschen sind, mit denen man als arbeitender Mensch die meiste Zeit verbringt. Und wenn Frau in einer Beziehung lebt, kommt sie nach Hause, hat ihren Mann, gegebenenfalls ihre Kinder um sich und manchmal sogar beides. Je nachdem, wie sich das gestaltet, kann das schön sein, oder auch nicht. Doch hin und wieder, so gut der Alltag auch gestaltet sein mag, braucht Frau ihre eigene Welt. Und dann trifft sie sich mit Freundinnen oder geht eigenen Hobbies nach oder besucht hin und wieder einen Kreis von Frauen, die sich explizit mit der Weiblichkeit auseinandersetzen. Klar kann man das auch allein, aber in einer Gruppe läuft es sich besser und sicherer. Und es ist Gemeinschaft, Gemeinsamkeit und eine gewisse Art von Gleichklang. Gemeinsames Erleben birgt auch ein ganz anderes Verständnis für sich und andere in sich.

Ich fragte meine Freundin, als sie so darüber erzählte, ob sich die Frauen getroffen haben, um über Männer zu lästern. Sie meinte, dass das auch vorkommen konnte, wenn auch selten. Die Frage musste gestellt werden, denn irgendwie verbindet man das automatisch damit. Vielleicht, weil es so viele Frauengruppen gibt, die genau das tun. Doch in der Frauenrunde, über die ich schreibe, ging es in erster Linie darum, das eigene Rückgrat zu stärken.
Wenn sich Frauen also zusammenfinden, entsteht scheinbar sofort eine Verbindung, die nicht jeder Mann auf diese Weise nachvollziehen kann. Frauen neigen wesentlich schneller dazu, sich zu verschwestern. Und das gilt es auch zu nutzen. Je häufiger man sich also trifft, umso stärker wird das Band einer Art Schwesternschaft. Und das bedeutet, dass auch starke Frauen mit ausgeprägtem Rückgrat, die weit darüber hinaus sind, sich durch Lästereien über Männer zu bestärken, davon profitieren können.
Aber es gibt noch so viel mehr an Themen, die Frauen durch Rituale, ob alleine oder in Gruppen, erfahren, erkennen und bearbeiten können. Sie haben die Chance, daran zu wachsen oder etwas zu verarbeiten. Es gibt Möglichkeiten, gezielte Vergangenheitsbewältigung zu betreiben, sich dem Verhältnis zur Mutter, zum Vater oder zu beiden Eltern zu stellen, sich wichtige Fragen zu beantworten: Was habe ich selbst von ihnen geerbt, wie haben sie mich geprägt? Was für ein Verhältnis habe ich zu mir? Was für ein Verhältnis habe ich zu meinen Kindern und wie wirkt sich das alles aus? Muss ich mich schuldig fühlen? Wie gehe ich mit meinen Schuldgefühlen um? Wie stark muss ich sein für das Außen, für meine Familie, für meine Arbeit? Wie stärke ich mich und meine Partnerschaft? Wie abhängig oder unabhängig darf ich sein? Wie abhängig oder unabhängig will ich sein?

Vom Alltag zur Seele

Wie man unschwer erkennen kann, geht es meistens um die Psyche der Frau und den inneren Prozess, der ihren Alltag prägt. Doch es geht nicht nur darum, gezielt Baustellen herauszuarbeiten. Manche Informationen in dieser Richtung kommen oft wie von selbst, wenn es Zeit dafür ist.
Das, was viel spannender ist, betrifft wirklich die Seele der Frau, das was tiefer verborgen ist. Natürlich ist es wichtig, Körperwahrnehmung zu üben, das Selbstbewusstsein zu stärken, zu lernen, sich schön zu finden, die Göttin in sich zu erkennen, Liebe zu lernen und anzunehmen, Dinge so wahrzunehmen, wie sie sind, und die Achtsamkeit für sich und das, was einen umgibt, zu schulen. Aber das geht nur, wenn man die eigene hässliche Seite auch annehmen kann und genau dazu macht Frau auch Rituale. Mal ehrlich, wie selten dürfen wir denn bewusst auch mal hässlich, bewusst garstig oder sogar brutal sein? Was ist das, was da eigentlich noch in uns schlummert und wie groß ist es? Oder wie groß ist unsere Angst davor? Wie gehen wir mit unserem eigenen inneren Monster um? Und wie befreiend ist es überhaupt, darüber zu reden und zu erkennen, dass man nicht die einzige ist, die ein solches Monster hat und dass dieses auch noch ganz ähnliche Dinge tut, wie all die anderen Monster, die in jeder anderen Frau schlummern?
Das alles und noch viel mehr sind Möglichkeiten, Themen, Bausteine für Rituale, die der weiblichen Seele gut tun, Trost spenden, Kraft geben und Freude schenken können,

die sie wachsen oder ein Stück weit heil werden lassen können.
Und um Heilung soll es in der Ritualform, die ich nun vorstellen möchte, gehen.

Ein Beispiel…

Da es in dem Gruppenritual, welches ich nun vorstelle, um etwas sehr intimes geht, nämlich die eigene Geburt, ist eine Einstimmung gut. An dieser Stelle bietet sich eine Art ruhige Begegnung an. Die Frauen in der Gruppe bilden Paare. Das Ziel ist es eine Verbindung untereinander herzustellen. Es ist scheinbar ganz einfach: Fallen lassen, die Frau gegenüber bewusst anschauen, das Herz öffnen, sich selbst erkennen, lieben und der anderen sagen, was in den eigenen Augen Besonderes, Schätzenswertes, Liebenswertes an ihr ist: „Du bist schön!“, „Ich bewundere dich!“, „Du bist liebevoll!“, „Ich liebe deine Ehrlichkeit!“, „Deine Zuversicht ist ansteckend, danke dafür!“, und vieles mehr.
Eine andere Möglichkeit der Einstimmung bezieht alle Frauen gleichermaßen mit ein. Alle Frauen bis auf eine bilden einen Kreis. Die verbleibende steht in der Mitte und wird nacheinander von allen gekost, gestreichelt, liebevoll berührt, während sie sich öffnet und das annimmt. Nach ein bis zwei Runden kann gewechselt werden, muss aber nicht. Am Ende sollen alle Frauen frei miteinander kuscheln können. Optimalerweise entsteht sozusagen ein großer Kuschelhaufen. Diese Methode scheint auch für den Anfang als einfacher empfunden zu werden als erstere, da es vielen schwerer zu fallen scheint, mit einem Gefühl der inneren Freiheit einem Gegenüber etwas positiv Berührendes oder Liebevolles zu sagen. Wahrscheinlich liegt das an genau dem typischen Alltagstrott, den ich weiter oben bereits angesprochen habe, oder an der Gesellschaft, oder an dem eigenen Umgang mit und innerhalb der Gesellschaft. Genau kann ich das nicht sagen.

Und so kompliziert wollen wir es ja auch nicht machen, da es sich hier „lediglich“ um die Einstimmung handelt.
Wenn die Frauen also fertig sind, geht es zum Hauptteil. Es wird gemeinsam eine Art Nest aus Kissen, Tüchern, Decken und anderen weichen Dingen gebaut. Dieses sollte sich dann in der Mitte befinden, wenn die Frauen bis auf eine den Kreis bilden. Diese eine legt sich in Fötushaltung in die Mitte. Für die Stimmung kann ein dämmriges, warmes Licht hilfreich sein. Die Frau in der Mitte ist also der Fötus, die Kissen und Decken die Gebärmutter und die Frauen um die Kissen herum die Mutter. Alle zusammen, stellen in ihrer Vielzahl damit auch die Urmutter, die Große Göttin dar.
Eine Rahmentrommel spielt einen leisen Herzschlagrhythmus und trägt damit den Herzschlag der Mutter, der Erde, der Göttin an unser Ohr.
An dieser Stelle kann auch ein individueller, meditativer Text vorgelesen werden, der die Liegende auf die Geburt einstimmt.

Die Frauen beginnen leise zu summen, bevor die Geburtswehen einsetzen.
Das bedeutet, dass sie sich zu den Kissen begeben und den Raum für die Frau innerhalb der Kissen immer mehr verengen. Jene werden im Wechsel herangedrückt und locker gelassen. So werden die Kontraktionen der Wehen imitiert. Die Liegende wird dadurch hin und her geschaukelt. Diese Kontraktionen werden eine Weile fortgesetzt, bis alle das Gefühl haben, dass es enger nicht mehr werden kann. Daraufhin stehen die ersten Frauen auf und stellen sich hintereinander breitbeinig über die Liegende, gefolgt von den anderen. Dieser Beintunnel, der entsteht, stellt den Geburtskanal dar, durch den jeder Fötus durch muss, um ein Säugling zu werden und das Licht der Welt zu erblicken. Diese Aufstellung ist also das Zeichen für die Liegende, nun selbst aktiv zu werden, sich selbst zum Ende des Tunnels zu bewegen. Die stehenden Frauen helfen dabei, indem sie weiterhin Wellenbewegungen machen und damit den Geburtskanal enger und weiter werden lassen. Ganz so wie die Kontraktionen bei der Geburt selbst. Sobald die Geburt vollendet, also die Reise durch den Beintunnel beendet ist, kann es individuell, je nachdem was gerade wichtig oder notwendig ist, weitergehen.

… mehrere Möglichkeiten

Die erste Möglichkeit ist eigentlich auch die einfachste. Das Neugeborene wird geherzt, gekuschelt und umsorgt. Da die Frauen, die diese Geburt überhaupt bewirkt haben, selbst die Tochter einer Tochter einer Tochter sind, wird das Neugeborene zudem als Tochter einer Tochter einer Tochter einer übermäßig langen und nahezu unendlichen Abstammungslinie, die bis in die tiefsten Ursprünge der Frau hinabreicht, gefeiert. Oder besser gesagt: Alle feiern die Geburt, das Neugeborene und sich selbst.
Dieses Ende hilft vor allem, wenn eine schwierige Geburt auch später noch nachhaltig Einfluss auf die Seele genommen hat, dieses traumatische Erlebnis durch eine positive Erfahrung zu mildern. Zudem ist es hilfreich bei einem Mangel an Geborgenheitsgefühl oder dem Wunsch nach einem Neubeginn.

Die zweite Möglichkeit ist besonders auf emotionaler Ebene schwierig. Hier handelt es sich um eine Art Schattenarbeit. Es geht vor allem darum, schlechte, schmerzhafte Erfahrungen, die durch Mutter, Vater oder beide Eltern verursacht wurden, hervorzuholen, sich ihnen zu stellen und diese damit zu bearbeiten. Diese Herangehensweise hilft vor allem, wenn die Betroffene zwar darüber redet, aber selbst in die tieferen Schichten nicht durchdringen kann oder sich allein nicht traut.

Nachdem die Geburt vollendet ist, wird das Neugeborene auf der kalten Erde zurückgelassen und eine deutlich aggressive Stimme beginnt negative Dinge zu äußern, welche die Betroffene in die entsprechende Situation versetzen oder ihr im Gedächtnis geblieben sind, zum Beispiel: „Wir wollen/wollten dich nicht!“, „Du hast mein Leben kaputt gemacht!“, „Du bist Schuld, dass ich nicht so sein konnte, wie ich wollte!“. Das alles passiert auf sehr individueller Ebene. Deswegen ist Offenheit und Vertrauen im Vorfeld sehr wichtig, da der erwünschte Effekt sonst vielleicht nicht eintreten kann.

Die Betroffene soll in dieser Situation einer Flut von Gefühlen ausgesetzt werden, die dabei helfen sollen, eine Blockade zu lösen. Es ist nicht klar, wie sie reagiert, weil es eben eine sehr individuelle Geschichte ist. Aber egal, was sie macht, man sollte sie der Wirkung zuliebe gewähren lassen. In jedem Fall muss jemand da sein, der sich für eine Interaktion bereithält. Wichtig ist es, dass starke Gefühle aufkommen, die stärker als Schuldgefühle sind. Diese sollen an dieser Stelle überwunden oder gemindert werden. Wenn sie also weinend zusammenbricht, soll natürlich festgehalten und getröstet werden. Wenn sie Wut bekommt, soll sie diese gegen den Verursacher richten. Dafür sollte sich im Vorfeld eine bereit erklären, die diese Wut stellvertretend abfangen kann, selbst wenn sie dafür einen lebenden Sandsack mimen muss. Das verletzte Seelchen muss also die Gelegenheit bekommen, sich zu befreien und das kann manchmal auch gewaltsam vonstattengehen. Deswegen sind entsprechende Vorbereitungen durchzuführen. Wie gesagt, die Gefühle dürfen nicht gebremst werden, bis sich die Betroffene, egal ob sie gerade festgehalten wird und weint oder sich gerade in Rage geschrien und geschlagen hat, selbst wieder beruhigt hat. Das ist wichtig, damit es weitergehen kann. Den nächsten Schritt stellt eine erneute Geburt dar, die mit der ersten,

weiter oben beschriebenen Möglichkeit endet, um dabei zu helfen, schlechte Erfahrungen hinter sich zu lassen, und das Gefühl zu bekommen, angenommen zu werden und zu sein.

Da es nicht selten vorkommen kann, dass nach so einem Erlebnis ein Schamgefühl aufkommt, ist es wichtig, das Ritual behutsam ausklingen zu lassen. Egal, ob man sich einfach nur langsam erdet, indem man alles gemeinsam raustanzt, oder über die Erfahrung redet oder einfach nur gemütlich zusammensitzt, man sollte es eben einfach sanft und fröhlich ausklingen lassen. Auf jeden Fall sollte man nicht abrupt abbrechen, sonst wäre das wie nach dem Sex aufstehen, sofort zu duschen, abzuhauen und so zu tun, als wäre nichts gewesen.
Dieses gemeinsame Erleben kann nicht nur bei der Aufarbeitung von Beziehungen aus der Vergangenheit oder der Vergangenheitsbewältigung an sich helfen, sondern stärkt auch das Selbstbewusstsein, den Selbstwert, das Vertrauen in die innere Stärke und Kraft, das Vertrauen in die Gruppe und die Bande, die alle untereinander knüpfen, geknüpft haben und zu knüpfen bereit sind.

Weitere Spielarten dieser Art Ritual sind gemeinschaftliche Gruppenerfahrungen und nicht die einer Einzelnen. Natürlich ist eine so individuelle Durchführung wie weiter oben beschrieben dann nicht möglich. Das Ritual zielt eher darauf ab, jeder Frau die Möglichkeit zu geben, für sich selbst neu geboren zu werden. Eine Ritualleiterin führt alle mit Hilfe einer Trommel und einer meditativen Anleitung durch die Geburt, so dass jede Frau sich neu aus sich selbst heraus gebiert. Diese Übung kann auch paarweise stattfinden. Eine ist die Gebärende, die andere ist die, welche geboren wird. Danach werden die Rollen getauscht. Oder alle Frauen liegen in der Mitte, in der jede eine eigenständige Eizelle darstellt, die sich aus der Gruppe heraus gebiert und dann später zur Gruppe zurückfindet. So können alle ihren gemeinsamen Ursprung feiern.
Auch gibt es die Möglichkeit mit der „Neugeborenenblindheit“ zu spielen. Der Mensch kommt schließlich unfertig auf die Welt und wird philosophisch betrachtet auch niemals fertig sein. So kann man sich als dieses „blinde“ Neugeborene finden, hegen und kuscheln lassen, als Metapher dafür, dass der Mensch nicht für das Alleinsein geschaffen ist.

Und mit dieser Aussage möchte ich nun zum Schluss meiner Ausführungen kommen. Ich hoffe, ich konnte zeigen, dass es mitunter sehr hilfreich und auch wichtig ist, sich zusammenzufinden, sich selbst zu feiern. Dadurch hat man die Möglichkeit, sich selbst besser kennenzulernen, oder besser gesagt, sich selbst und dadurch auch einander näherzukommen. Gemeinschaft kann ebenso heilen, wie Heiligkeit und Liebe. Aber sie können das auch nur, wenn der Mensch in der Lage ist, diese zuzulassen.
In diesem Sinne möchte ich dem Leser viel Freude und Erfolg beim Ausprobieren und eine schöne Zeit wünschen.

Lilye

Weiterführende Literatur:

H: Iglehart: *Weibliche Spiritualität*, München 1987.

Einführung in die Ritualmagie

Das magische Bewusstsein

Rituale kennt jeder, ob das nun das Zähneputzen ist oder der Kaffee am Morgen. Magische Rituale hingegen kennen weniger Menschen. Wenn man sich so etwas vorstellt, dann denkt man sofort an Roben, Beschwörungsformeln, alte Bücher und viele, viele Gegenstände. Dieser oftmals theatralisch erscheinende Aufwand hat aber einen Sinn.

In den traditionellen magischen Zeremonien, ging es weniger darum Dämonen zu beschwören, als vielmehr um mystische Erlebnisse. Es wurden Szenen aus den jeweiligen Mythologien nachgestellt, wie etwa der Tod und die Wiederauferstehung des Sonnengottes Osiris. Dadurch konnten die Ritualteilnehmer den Mythos erleben und oft hatte das Erlebte eine initiatorische Funktion. Diese Mysterienspiele, die durchaus mit Schauspiel vergleichbar sind, machte die Welt der Götter für die Menschen erfahrbar.
Das setzte natürlich eine gewisse Kenntnis der Symbole und Geschichten voraus, die in einem solchen Mysterienspiel dargestellt werden sollten. Und hier kommen wir zu einem großen Problem. Viele kennen zwar das eine oder andere magische Ritual, aber wenige sind mit dem großen System vertraut, welches dahinter steckt. Wer kennt sich schon heutzutage mit dem Tarot, der Kaballah und noch der Astrologie aus, die zum Beispiel alle vereint sind in dem *Kleinen Bannenden Pentagrammritual*.

Die Symbolsysteme, die jeweils verwendet wurden, waren stets diejenigen, die die Gemeinschaft, welche das betreffende Ritual erdacht hatte, seinerzeit gebrauchte. In den alten Zauberbüchern des Mittelalters spielten dementsprechend die christliche Symbolik und die Kabbalah eine große Rolle, wohingegen bei späteren magischen Orden wie dem Golden Dawn auch die Mythologie der Ägypter und das Tarot wichtig wurden. Selbst eine katholische Messe ist ein magisches Ritual. Man sollte sich deshalb nicht nur das Ritual selbst anschauen, sondern auch den Kontext in dem es entstanden ist. Besser noch ist es seine eigenen Rituale zu erschaffen, da man die eigenen Symbolsysteme am besten kennt. Das war auch der Grund warum in den alten Orden die Novizen nicht sofort initiiert wurden, sondern erst eine lange Schulung über sich ergehen lassen mussten, in der sie nach und nach an das Symbolsystem herangeführt wurden.

Neuere magische Rituale sind nicht mehr so fokussiert, die Mysterien verstehen zu wollen. Sie zielen oft eher auf eine persönliche Bereicherung ab. Sei es Wissen, Geld oder Macht, für alles gibt es irgendwo ein Ritual. Ob dabei nun die Dämonen der salomonischen Magie, die hermetischen Anrufungen, Planeten oder moderne Chaosmagie verwendet werden, spielt im Endeffekt keine Rolle. Man sollte sich ein System suchen, mit dem man sich am besten identifizieren kann. Damit kann man dann versuchen jenes Ritual zu finden (oder zu erfinden), das den Zweck, den man zu erlangen versucht, am besten umsetzt.

Alle magischen Orden setzen neben einem Training in ihrem Symbolsystem auf eine Schulung der magischen Fähigkeiten, die in jedem Menschen vorhanden sind. Die Fähigkeiten sind je Mensch unterschiedlich ausgeprägt und eine ausgewogene Harmonie zwischen ihnen sollte das Ziel sein.

Beginnen wir also jetzt mit der Schule:
"*Okkultismus ist die Studie von bestimmten wenig verstandenen Kräften des menschlichen Geistes und der Seele der Natur. Das Streben deshalb, besteht um die Erlangung der Stärke um diese Kräfte zu nutzen und die Seele der Natur wahrzunehmen*."[1]

Auf diese Art und Weise definierte Dion Fortune ihrerzeit die Ausübung der Magie. Doch wie können wir diese Kräfte in uns hervorlocken oder selbst nur verstehen? Rituelle Magie ist seit Jahrhunderten das Werkzeug dafür. Wenn man die älteren Bücher über Magie aus dem Regal nimmt, wird man ausschließlich von Ritualmagie als höherer Magie lesen. Dementsprechend möchte ich eine Lanze für sie brechen und in dieser Artikelreihe versuchen dem Treiben der Ritualmagier auf die Spur zu kommen und vielleicht sogar ein bisschen zum Verständnis ihrer Künste beizutragen.

Wie der menschliche Geist arbeitet, wissen noch nicht einmal die Wissenschaftler vollständig. Ob nun die Okkultisten eine Antwort auf die letzten Fragen haben, kann auch keiner garantieren. Dion Fortune fand ihre Antworten im sogenannten Psychismus, nach dem das Übersinnliche das Zentrum der Wirklichkeit ist. Sie unterschied vier Typen/Möglichkeiten, nach denen ein Mensch mit dem Übersinnlichen in Kontakt treten kann. Der erste Typus ist das natürliche Medium, welches aus sich heraus die Umwelt anders wahrnimmt. Die zweite Möglichkeit ist die Verwendung von Konzentration, um die feinen Schwingungen wahrzunehmen. Als dritte Möglichkeit nennt sie die Gedankenstille, um all den vorgefassten Empfindungen zu entfliehen und so hinter den Schleier zu schauen. Der vierte Typ nutzt die induzierte Vision, welche alltägliche Wahrnehmungen nimmt und interpretiert, um so an die Nachricht des Unterbewusstseins zu gelangen.

[1] Dion Fortune "An Introduction to Ritual Magic"

Eigentlich begegnet man diesen Typen immer in Kombination. Wenn wir den ersten Typ ausblenden, haben die anderen immer mit Techniken zu tun, welche die Wahrnehmung schulen. Und das ist es, was Ritualmagie ausmacht.
Zwar gibt es medial veranlagte Menschen, aber alles lässt sich auch durch hartes Training erlernen. Die Okkultisten sagen sogar, dass diese medialen Personen nicht die vollendetsten Magier seien, da sie ihre Gabe nicht in dem Maß, wie sie es wollen, kontrollieren könnten. Eben dieses Training ist die Grundlage aller magischen Orden, aber natürlich variiert es, je nachdem welcher Tradition man angehört.

Der physische Körper ist aus einer Vielzahl von anorganischen Substanzen aufgebaut, die die Welt der Materie formen. Er trifft selbst eine Auswahl welche von diesen Substanzen er aufnimmt und welche er wieder ausscheidet. Ähnlich, sagt Fortune, ist der Geist aufgebaut. Er besteht aus dem kosmischen Geist, der das Universum durchzieht, genau so wie der Körper aus Stoffen zusammengesetzt ist, die die physische Welt formen. Erst die Pflanzen wandeln anorganische Stoffe für uns um, damit wir sie essen können. Es funktioniert immer nur über einen Mittler. Das Gleiche passiert bei Wahrnehmungen. Erst der Körper nimmt sie als Reize über die Sinnesorgane auf und leitet sie weiter zu unserem Geist. Alles was wir essen und fühlen ist daher wie man so schön sagt: Second-Hand.

Es gibt aber eine Ausnahme. Nämlich wenn der Geist direkt etwas wahrnimmt, ohne dass es von einem der Sinne zuvor verarbeitet worden wäre. Das wäre beispielsweise der Fall bei der sogenannten Telepathie. Aber es gibt noch einfachere und alltäglichere Begebenheiten. Zum Beispiel dann, wenn man an jemanden denkt, der dann im nächsten Augenblick auch tatsächlich anruft oder wenn man sich auf der Straße von hinten beobachtet fühlt ohne sich umgesehen zu haben. Keiner der fünf Sinne kann diese Signale aufnehmen, also muss es entweder einen weiteren, den sogenannten „sechsten Sinn“, wie das dritte Auge im Hinduismus geben, oder eine Direktverbindung zwischen diesen Informationen und dem Geist. Gehen wir der Einfachheit halber doch davon aus, dass es ein Organ wäre. Genau, wie man jeden anderen Sinn vervollkommnen kann, wenn man ihn nur regelmäßig benutzt, so könnte man auch dieses trainieren, soweit die Theorie.

Und nun die Praxis: Eine der ersten Techniken die Israel Regardie in seinem *One Year Manual* vorstellt, welches ein solches psychisches Training über ein Jahr beschreibt, ist die Technik des Körper-Bewusstseins:

Sitze auf einem Stuhl mit gerader Wirbelsäule oder liege in deinem Bett. Betrachte einfach deinen Körper, während du dies tust, aber sei dabei so passiv wie möglich. Atme nicht anders als sonst und verschwende keine Energie darauf, dich zu entspannen, sondern beobachte einfach nur. Finde dabei die Position, die für dich am angenehmsten ist. Wenn du sie gefunden hast, bleibe in ihr und bewege dich nicht mehr.
Diese Übung klingt leichter als sie ist. Sich nicht zu bewegen wenn die Nase juckt, ist nicht einfach. Sie soll, nachdem die Position gefunden wurde, etwa zehn Minuten durchgeführt werden. Versuche einfach zu beobachten, aber nicht auf die Empfindungen gedanklich einzugehen.

Was die Dauer der Übung angeht, so schreibt er, dass sie mindestens zwei Mal täglich durchgeführt werden soll und das einen Monat lang. Das ist auch der Grund warum es so wenige Okkultisten gibt. Zwanzig Minuten könnte zwar jeder von seinem Tag abzweigen aber das über einen Monat zu exerzieren ist nicht einfach. Probiert es doch einfach mal eine Woche lang aus.

Abschließend schreibt er darüber: *"Beginn es JETZT!"*[2] Lege dir keine spezielle Zeit dafür zurecht, denn wenn du es einmal verpasst hast, wirst du dich nur ärgern und damit aufhören. Also wieso nicht jetzt sofort?

Wir lesen uns mit mehr Bewusstsein in der nächsten Ausgabe.

Olf

Quellen:

Israel Regardie: *One Year Manual: Twelve Steps to Spiritual Enlightenment*, 1975
Israel Regardie*: Ceremonial Magic: A Guide to the Mechanisms of Ritual*, 2004
Israel Regardie: *What you should know about the Golden Dawn*, 1989
W. E. Butler: *Magic: Its Ritual, Power & Purpose*, 1967
Dion Fortune, Gareth Knight*: An Introduction to Ritual Magic*, 2008
Frater V.D: *Kursus der praktischen Magie*, 1990

[2] Israel Regardie "One Year Manual"

Divinieren wie die alten Slawen

Selbstbewusst sieht uns eine sitzende Frau in lässiger Pose entgegen. Die Haare trägt sie kurz, was für eine Frau in den späten Jahren des 19. Jahrhunderts sicherlich sehr ungewöhnlich ist. Auch scheint sie ganz ohne Alter zu sein, zumindest jedoch ist ihr Alter recht schwer zu bestimmen. Ihre bunten Kleider heben sie von anderen Frauen ab, auch die Art in der sie sich kleidet, ebenso ihr offener, tiefer Blick. Ein breiter Schal verhüllt ihren ganzen Oberkörper und den Hintergrund der ganzen Szene bildet ein bunt gemusterter Wandbehang, mag es ein Teppich sein oder auch die Wand eines aufgeschlagenen Zeltes. Vor ihr ausgebreitet liegen Spielkarten, aus denen sie die Zukunft der dahergekommenen Interessenten zu weissagen weiß.



Die Wahrsagerin,
Michail Wrubel, 1895

Wenn wir das Wort „Wahrsagerin“ hören, mag uns eine solche Szene in den Sinn kommen, wie sie der russische Maler Michail Wrubel (1856-1910) 1895 festhielt. Eine buntgewandete Frau sitzt in einem Zelt und wartet auf Kunden, denen sie mit Hilfe der Karten die Zukunft vorhersagen kann. Die Arten und Verfahren nach denen die alten Slawen die Zukunft weissagten, sind jedoch so vielfältig, dass ihre Beschreibung fast schon einem generellen Artikel über Divination und Mantik nahe kommt; Spielkarten kommen dabei höchstens am Rande vor. Das Kommende konnte aus Vorahnung und Träumen abgeleitet werden, aus Bildern, die dem Fragenden in der Ekstase begegneten, aber auch aus äußeren, scheinbar zufälligen Zeichen, wie dem Flackern des Feuers, dem Dahinfließen des Wassers oder den Bewegungen der Planeten. Und natürlich gab es auch ganz vom Menschen erdachte Systeme, wie das Losen, das Werfen von Knochen oder Steinen oder gar das Bleigießen. Einige dieser Systeme lassen sich ohne weiteres in unsere Jetztzeit übernehmen, andere bleiben mysteriös, denn die Schlüssel ihrer Interpretation gingen schon lange verloren und wenn sie doch noch das ein oder andere Mütterchen besitzen mag, so haben wir doch keinerlei Zugriff auf dieses Wissen.

Grundlegend lassen sich drei Arten der Divination unterscheiden, die wir allesamt auch bei den slawischen Völkern wieder finden.
Zunächst hätten wir da die Divination aus dem unwillkürlichen, inneren Erleben, also aus dem Zustand des Traumes oder der Ekstase, wie wir es von den großen Sehern und Seherinnen der Geschichte her kennen. Zweitens weissagen wir aus den Erscheinungen der Natur, die uns Zeichen geben kann, so zum Beispiel aus dem Vogelflug. Drittens und letztens bedienen wir uns selbst erdachter Hilfsmittel, wobei Karten und Runen in unseren Breiten sicher zu den beliebtesten zählen.

Das intensive, innere Erleben, die Divination aus der Ekstase, empfinde ich immer wieder als die interessanteste dieser drei Möglichkeiten. Einige Menschen schienen eine besondere Gabe zu besitzen, das Zukünftige vorauszusagen. Sie waren überregional bekannt, viele suchten ihren Rat und ihre Namen sind uns nicht selten bis auf den heutigen Tag überliefert. Wir kennen sie als die Hexe von Endor, die Sibylle von Cumae, die Pythia von Delphi oder auch die germanische Seherin Veleda. Auch Libussa, die mythische Urmutter des tschechischen Volkes, soll solch eine große Seherin gewesen sein. Wir finden diese Frauen oft einsam in der Wildnis lebend, nicht selten in der Nähe des Wassers, jenes Elements, das am engsten mit der Kunst der Divination verbunden ist. Doch muss man keine große Seherin sein, um mit Hilfe ekstatischer Techniken die Zukunft voraussagen zu können. Aus dem slawischen Kulturraum sind uns diesbezüglich verschiedenste Methoden überliefert worden, mit denen auch die einfache Bevölkerung glaubte weissagen zu können. Auch wir können sie uns zunutze machen. So versetzte man sich in Ekstase, indem man glänzende oder spiegelnde Gegenstände anstarrte. Dafür kamen Spiegel in Frage, aber auch metallene Schalen, Schmucksteine oder Wasserflächen. Auf diese Art hofften zum Beispiel die jugendlichen Mädchen in Polen und Kroatien den künftigen Bräutigam zu erblicken, doch mag man diese Art der Wahrsagerei auch für gänzlich andere Zwecke einsetzen. Dienlich ist es, dies in der Nacht zu tun, was traditionell auch oft so geschah, wenn viele der zusätzlichen äußeren Einflüsse des Tages ins Dunkel zurücktreten. Auch mag man den erwählten Gegenstand dabei umschreiten, sollte sich dabei aber immer auf die Erscheinungen seiner reflektierenden Oberfläche konzentrieren, selbst wenn man dabei Beschwörungen murmelt. So wird man recht schnell in einen Zustand der Ekstase gelangen und Vorahnungen oder Bilder werden in uns aufsteigen. Es heißt, dass man für diese Art der Weissagung nackt sein soll und dass die Haare offen zu tragen sind. Dabei geht es nicht um das Nacktsein an sich, sondern vielmehr darum, sämtliche Knoten und Gürtel zu vermeiden, die als magischer Schutzkreis wirken und somit den Zauber bannen könnten. Auch der an eine solche Session anschließende Schlaf kann Visionen und Träume des Zukünftigen, Vergangenen und Verborgenen hervorbringen. Um dies zu fördern, kann schon im Vorfeld ein mit der Frage verbundener Gegenstand unter dem Kopfkissen platziert werden. Aber Achtung! Oft ist es so, dass gerade das Gegenteil dessen auftritt, was geträumt wurde.
Auch andere Sinneseindrücke können uns nach slawischem Glauben Antwort auf unsere Fragen geben. Tönen gelingt es recht schnell uns in Ekstase zu versetzten, so zum Beispiel dem Knarren der Äste eines uns heiligen Baumes oder dem Klimpern aufgehängter Gegenstände, wie Glöckchen oder Kessel, die sich im Wind bewegen; auch Musik ist natürlich denkbar. Der im Bad Entkleidete kann dem Hausgeist Fragen stellen und aus dessen Berührungen Antworten gewinnen. Je nachdem, ob die Berührung rechts oder links erfolgt, ob er mit leichtem oder starkem Druck zugreift, kann ein „ja“ oder „nein“ abgeleitet werden. Dafür muss man natürlich erst einmal einen Hausgeist,

jenen nützlichen und doch oft aufmüpfigen Mitbewohner, besitzen. Wie man das bewerkstelligt und ob man es wirklich tun sollte, erfährst du, lieber Leser, in der DA 22.

Visionen können natürlich auch durch langes Starren in ein Feuer erzeugt werden, ganz so wie eben schon am Beispiel der glänzenden Gegenstände beschrieben. Doch damit nicht genug. Man glaubte auch aus seiner Farbe, Form und dem Knistern der Scheite wahrsagen zu können; ebenso kommen der Dichte und Richtung des Rauches und dem Funkenflug Bedeutung zu. Wie diese zu interpretieren sind, weiß ich leider nicht zu sagen und kann nur spekulieren. Ein ruhiges und gleichmäßig brennendes Feuer könnte für glückliche Zeiten stehen, ebenso die beständig glühende Kohle, da der entzündete Herd ja in vielen Kulturen und ganz besonders bei den Slawen ein Symbol des Wohlstands und der Sicherheit war. Seitlich wegwehender Rauch mag Abschied bedeuten; ebenso kann man die Gestalten des Rauches und die in ihm aufsteigenden Bilder und Formen auf die gestellte Frage beziehen. Die flackernden Schatten des Feuers auf einer Wand können angeblich wie folgt gedeutet werden: Ein Vogel bedeutet Veränderung, ein Kater eine romantische Begegnung, ein Haus beziehungsweise ein Schloss die baldige Hochzeit; taucht der Teufel auf, so droht Unheil.

Prägnante Vögel können als Glücks- oder als Unglücksboten auftreten. Ertönt zum Beispiel das Klopfen eines Spechts von links, so bedeutet es Unglück, ertönt es von rechts, so brechen bald glückliche Zeiten an. Ebenso verhält es sich mit dem Kuckuck, doch schreit jener von hinten, so verkündet er den baldigen Tod. Bis heute glauben viele daran, dass die Anzahl der Kuckuck-Rufe die verbleibenden Lebensjahre angibt.
In der Johannisnacht und an Pfingsten ist es bis heute Brauch, Kränze in fließende Gewässer zu geben und aus ihrem Verhalten zu wahrzusagen. Treibende Kränze verheißen die baldige Hochzeit oder eine Partnerschaft, versinkende jedoch Krankheit und Tod. Ebenso verhält es sich mit ins Wasser geworfenen glühenden Holzkohlen. Haare und Fäden, die in den Fluss oder Bach gehalten werden, zieht die Strömung mit sich. Versinken sie dabei, so bedeutet es auch hier den Tod oder, je nach Fragestellung, das Ende eines Lebensabschnitts oder Vorhabens; verknoten sie sich, bedeuten sie eine baldige Partnerschaft.

Die Slawen achteten jedoch nicht nur auf die Zeichen der Natur, sondern wahrsagten auch mittels eigens zu diesem Zweck hergestellter Systeme. Zwar kannten die alten Slawen wahrscheinlich keine eigenen Schriftzeichen, wie es zum Beispiel bei den germanischen Stämmen der Fall war, doch warfen auch sie Hölzchen, um das Verborgene zu erkunden. Der dänische Mönch und Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus berichtete im 12. Jahrhundert, dass die Ostseeslawen mittels dreier zweifarbiger Holzstücke losen würden, deren eine Seite weiß und die andere schwarz war. Die Farben entschieden über „ja“ oder „nein“, während die Positionen der Hölzchen vielleicht Auskunft über zu beachtende Einflüsse und Kräfte gaben.
Ein recht ungewöhnliches System ist uns aus der Ukraine überliefert, wo mit Hilfe von Bohnen geweissagt wurde. Diese Bohnen legte man zunächst in einen mit Wasser gefüllten Topf, in dem sie 40 Tage lang dem Sonnen-, Mond- und Sternenlicht ausgesetzt wurden. Aus den gebackenen Bohnen fertigte man im Anschluss ein Halsband, drei mussten jedoch gegessen werden, wohl um eine Verbindung zwischen den Bohnen und dem Fragenden herzustellen. Hatte man die übrigen Bohnen auf diese Art einige Tage am Körper getragen, zerriss man die Kette und weissagte aus den auf dem Boden versprengten Früchten.

Vielfältig sind auch die Neujahrbräuche, die natürlich allesamt darauf abzielten, herauszufinden ob ein gutes oder ein schlechtes Jahr bevorstand. Stellte man ein Gefäß voll Wasser in den Hof und es gefror konvex, wölbte sich also nach oben, so stand ein gutes Jahr bevor, gefror es konkav, so wurde das Jahr schlecht.
Auf dieselbe Art und Weise funktionierte es auch mit Blumen, die man in der Neujahrsnacht ans Fenster stellte: verwelkten sie, so wurde es ein schlechtes Jahr, blieben sie jedoch frisch, so wurde es ein gutes.

In seinem Versepos *Eugen Onegin* beschrieb uns Alexander Puschkin (1799-1837) eine besondere Art des Losens, wie sie nach dem Essen an den Feiertagen üblich war und sich auch gut adaptieren lässt, allerdings muss man dafür etwas poetisch veranlagt sein. Familie und Gäste saßen am Tisch um eine Schüssel voll Wasser versammelt, in die jeder der Anwesenden einen persönlichen Gegenstand, bei Puschkin einen Ring, warf. Dann wurde die Schüssel mit einem Tuch zugedeckt und die Anwesenden sangen Lieder. Dabei handelte es sich um spezielle Wahrsagelieder. Diese kann man sich, will man diese Art des Divinierens selbst ausprobieren, durchaus auch neu ausdenken. Mit Hilfe eben jener Lieder wurde dann auch wahrgesagt, wenn die Ringe gezogen wurden. Für den Besitzer des Rings erfüllte sich der Inhalt des Liedes.
Nicht vergessen sollten wir zu guter Letzt das Bleigießen in der Neujahrsnacht, wobei Bleikügelchen in einer kleinen Pfanne über offener Flamme geschmolzen und anschließend in ein Wasserbad gegossen wurden. Die so entstandenen Figuren ließen sich vielseitig ausdeuten und zu nahezu jeder gibt es irgendeine volkstümliche Erklärung.

Wahrgesagt wird jedoch nicht zu jeder beliebigen Zeit. Besonders beliebt sind dafür die Schwellenzeiten des Jahres, vor allem Weihnachten, welches in einigen slawischen Ländern (z. B. Russland) am 7. Januar[1] gefeiert wird und die darauf folgenden Swiatki-Wochen (8.-20. Januar), die ungefähr unseren Raunächten entsprechen. Aber auch die Johannisnacht, wenige Tage nach der Sommersonnenwende ist sehr beliebt. Das ist aber auch nicht weiter verwunderlich, denn wie wir alle wissen, ist der Schleier zwischen der Welt der Lebenden und der Anderswelt an jenen Zeiten des Jahres besonders dünn.

Und wie ist es denn nun mit den Karten? Schließlich hantiert die geheimnisvolle Schöne auf Wrubels Bild ja weder mit Holzlosen, noch mit Wasserschüsseln oder Feuerscheiten. Das Kartenlegen, ob nun mit Spiel- oder Tarotkarten kam erst im frühen 16. Jahrhundert mit den Roma nach Russland. Vom Balkan aus erreichten sie zunächst den Süden der heutigen Ukraine und verbreiteten sich innerhalb der folgenden 200 Jahre bis nach Sibirien. Obwohl die Roma ihrer Lebensweise und ihres exotischen Aussehens wegen auch in Russland verfolgt oder zumindest misstrauisch beäugt wurden, haben die Russen und Ukrainer das Kartenlegen von ihnen übernommen. Heute ist es eines der beliebtesten Wahrsagesysteme Osteuropas und hat viele der in diesem Beitrag aufgezählten, traditionellen Methoden in den Hintergrund gedrängt.

Blessed Be

Charon

Quellen:
Zd. Vana: *Mythologie und Götterwelt der slawischen Völker*, Stuttgart, 1992.
http://russland-hautnah.jimdo.com/ (Stand: Januar 2013)

[1] Nach gregorianischem Kalender; folgt man dem in der orthodoxen Kirche bis heute gebräuchlichen julianischen Kalender, so fällt Weihnachten natürlich auch in Russland auf den 25. Dezember.

Selbstverständlich pagan

Liebe, liebe Sonne,
scheine doch recht hell!
Jage fort die Wolken,
komm hervor ganz schnell!
Liebe, liebe Sonne,
komm ein bisschen runter,
lass den Regen oben,
dann wollen wir dich loben.
Einer schließt den Himmel auf,
kommt die liebe Sonn` heraus.
(nur ein Kinderlied)

Informationen über vergangene heidnische Kulturen gibt es wie Sand am Meer. Wir sind fasziniert von anno dazumal und beinahe jeder Neuheide weiß, irgendetwas über Osiris, Hekate, Odin oder Diana zu berichten. Historiker haben es möglich gemacht, dass wir zu wissen glauben, wie es wirklich war, und ein uns ganz eigenes Selbstbewusstsein sorgte dafür, dass wir die Uralten auf unsere Bedürfnisse angepasst haben. Die alten Götter – jedenfalls jene, über die es schriftliche Quellen gibt – wurden sozusagen zivilisiert.
Und wenn wir über die gute alte Zeit reden, erfasst uns eine wohlige Wehmut, manchmal durchsetzt von ein bisschen Zorn über die missionierenden Christen und immer verbunden mit Sehnsucht.
Außerdem schaffen wir immer wieder neue Schubladen für das, was war, und auch für das, was wir zu sein scheinen: Pantheismus, Animismus, Monismus, Schamanismus… die Ordnungswut der Wissenschaft macht es vor und alle spielen mit. Und noch etwas haben wir den Wissenschaftlern abgeschaut, wir streiten hingebungsvoll um Authentizität.

Wenn ich mir vorstelle, dass jemand in 4000 Jahren zufällig die Plastik-Kunstobjekte meiner Heimatstadt ausbuddelt und dadurch Rückschlüsse auf mein Leben und meinen Glauben zieht, finde ich das eigentlich witzig. Der Forscher der Zukunft wird ähnlich viel oder wenig herausfinden, wie es die Forscher der Gegenwart vermögen.
Das was für meinen Glauben wichtig ist, ist wenig gegenständlich. Meine Religion lebt von meinem Gefühl, von Worten, Gesten und ganz alltäglichem Tun. Alles, was auf meinem Altar liegt, ist vergänglich und meine Göttin ist in keiner Enzyklopädie zu finden.

Und dann bin ich, als ich wieder einmal meinen PC beschimpfte, über ein Phänomen gestolpert, was doch unser Tun und Denken beschreibt und vielleicht ein bisschen Aufschluss über die Vergangenheit geben kann. Mit Erstaunen stellte ich fest, dass wir immer noch das uns Umgebende für beseelt erklären. Ständig sprechen wir mit Gegenständen, vor allem mit denen, die wir nicht genau erfassen. Es ist ganz normal, Autos Namen zu geben, Schiffe werden sogar getauft. Ich kann nicht zählen, wie oft ich den Computer aufmunternd gestreichelt habe. Komplexen Elektrogeräten gut zuzureden, zählt nicht wirklich als Macke und, wenn etwas kaputt geht, kann der Ausbruch schon einmal sehr persönlich und beleidigend werden. Wir personifizieren, was wir nicht vollständig verstehen, mitten in den Städten im Jahr 2013.
Zimmerpflanzen zu benennen zählt inzwischen zu einem Indikator für deren gutes Gedeihen und, wenn ein besonders schöner Baum gefällt wird, kann das dem einen oder anderen schon sehr nahe gehen.
Auch die Wetterkommentatoren in den Medien machen mit, wenn es sich um die Personifikation natürlicher Vorgänge handelt. Der Frühling ist auf dem Vormarsch und kann sich endlich durchsetzen, die Sonne kämpft gegen die Wolken, Wetterhochs und -tiefs bekommen männliche und weibliche Vornamen, ebenso wie Wirbelstürme.
Und nicht nur das; natürlichen Vorgängen werden Dinge nachgesagt, die anatomisch nicht möglich sind. Vulkane „speien“ Feuer, Sonnenstrahlen „kitzeln“ uns wach, Flammen „tanzen“, Bäche „murmeln“. Wie viel jenes Vokabulars stammt wohl aus Zeiten, als all das noch als beseelt galt?

Es ist noch da, dieses Denken, dass die uns umgebenden Kräfte beseelt sind. Und vielleicht fällt es uns so wenig auf, weil inzwischen in Vergessenheit geraten ist, wie man mit dieser belebten Welt Kontakt aufnimmt.
Aber das ist nicht überall so.
In Ägypten lebende Nubier sind offiziell Moslems. Aber diejenigen, die sich vom Nil ernähren, singen ihm Lieder, bevor sie fischen gehen. Ganz selbstverständlich bitten sie den Fluss um einen guten Fang und danken ihm, wenn sie erfolgreich waren.
Im chinesischen Dschungel gibt es Dörfer, deren Einwohner im und vom Wald leben. Sie bitten die Waldgeister um Holz und Früchte und ehe mehrere Bäume – zum Beispiel für ein Haus – gefällt werden, muss ein Schamane mit Hilfe des gesamten Dorfes während einer sehr aufwendigen Zeremonie die Erlaubnis des Waldes einholen. Die chinesische Regierung zensierte übrigens den Film „Avatar“, weil sie Angst davor hatte, dass sich ihre ländliche Bevölkerung zu sehr mit den Ureinwohnern aus dem Film identifiziert – ein naturreligiöses Volk, welches von der Zivilisation vertrieben werden soll.
Im Benin ist Voodoo nach wie vor lebendig und existiert friedlich neben dem Christentum und dem Islam als anerkannte Staatsreligion. Die Inuit und die Mongolen haben immer noch Schamanen, obwohl von ihrem einstigen Nomadendasein nicht allzu viel übrig geblieben ist. In Sibirien erlebt der Schamanismus eine Wiedergeburt, denn nach dem Zusammenbruch des Sozialismus darf er wieder praktiziert werden.
Überall dort, wo Menschen von der Natur leben, existiert der Glaube an Naturgötter und -geister. Und selbst in der zivilisierten Welt wird diese Form der Religion und Magie immer dann wiedergeboren, wenn sich Menschen an die Bedeutung der Umwelt erinnern. Mögen die Wurzeln auch alt sein, veraltet ist dieses Denken nicht und von einem Aussterben kann keine Rede sein.
Es gibt die Geisterbeschwörer, Magier, Heiler und es gibt sie scheinbar weltweit.
Und ganz davon abgesehen gibt es auch noch uns. Wahrscheinlich wird es keine große Vereinigung von Naturreligiösen in Deutschland geben. Vermutlich werden wir keine Staatsreligion. Wir werden keine monumentalen Tempel errichten, für unsere Riten werden wir weiterhin verborgene Plätze suchen müssen und unsere Arbeitgeber sollten wohl nicht wissen, warum wir am Tag vor Beltaine so merkwürdig grinsen.
Aber lebt unsere Religion, egal in welche Schubladen wir sie packen mögen, nicht durch die kleinen alltäglichen Denk- und Handlungsweisen? Und lebt sie nicht hauptsächlich in unseren Herzen?

Es ist nicht nur so, dass ich mich persönlich zu den Heutigen zählen möchte, denn die Trauer um eine Vergangenheit, die keiner von uns wirklich kennt, halte ich für Zeitverschwendung. Es ist auch so, dass mir das Wissen um Menschen, die heute Flüsse, Berge, Wälder, Computer und Zimmerpflanzen beschwören und segnen, Hoffnung vermittelt.

rûah

Urban Exploration

Der Marmorpalast in Chemnitz

Urban Exploration meldet sich mit dieser Ausgabe aus einem zugegebenermaßen etwas längeren Winterschlaf zurück und gleich vorab sei gesagt, dass die Auswahl des aktuellen Themas gar nicht mal so einfach war. Eigentlich wollte ich ja über Schloss Hartenstein berichten, fand jenes aber derart verbarrikadiert vor (Stacheldraht an allen Seiten), dass ich mich eines anderen Objekts besinnen musste. Als ich nun schon schier am Verzweifeln war und mehrere Verlegenheitskandidaten gegeneinander abwog, meldete sich unverhofft ein alter Freund bei mir und fragte, ob ich nicht Lust hätte mit ihm einige alte Gebäude in Chemnitz zu erkunden; er hätte da etwas ganz besonderes für mich. Das traf sich gut! Und den von ihm beschriebenen „Marmorpalast“ kannte ich sogar schon; war quasi hundertfach daran vorbeigefahren, hatte ihn aber nie besonders interessant gefunden.



Von außen wirkt der Chemnitzer Marmorpalast recht unauffällig....

Mein Freund holte mich also ab und wir fuhren nach Chemnitz, wo sich der „Palast“, ein alter Tanzsaal, an einer der großen Ausfallstraßen befindet. Hier, an der „Limbacher“, sind Licht und Dunkel nah beieinander: während das nur einen Steinwurf entfernte Kassbergviertel mit schmuck sanierten Häusern und steigenden Einwohnerzahlen aufwarten kann, hat es die Limbacher Straße als Autobahnzubringer schwer. Es stehen viele Gebäude leer und werden sich wohl auch nie wieder mit Leben füllen lassen. Dass die Straße an gleich mehreren Stellen halbseitig gesperrt ist, legt dafür ein beredtes Zeugnis ab. Schon zu oft sind Fassadenteile einsturzgefährdeter Häuser hier auf Gehweg oder Fahrbahn gestürzt. Die Stadt musste handeln und hat absperren lassen, unter anderem auch beim Marmorpalast. Kurz nachdem linkerhand die straßenbegleitende Blockrandbebauung aufhörte und eine lockere Siedlungsform das Bild zu prägen begann, tauchte unser Ziel unmittelbar vor einer Kurve am linken Straßenrand auf. Rote Warnbaken und Absperrgitter zeigten uns schon von weitem: Achtung Einsturzgefahr! Nicht den Fußweg benutzen!

Zunächst wirkte das Haus ganz unscheinbar; ein zweigeschossiges, heruntergekommenes Gebäude mit hohem Satteldach und einem beigen Farbton. Ein Teil der Fassade wird ganz von hohen Bogenfenstern ausgefüllt über denen Stuckgirlanden schweben; während sich linker Hand ein schon stark abgestützter Erker kläglich an die Fassade klammert. Zwischen beiden befand sich früher scheinbar der Haupteingang, denn das an den Art-deco-Stil erinnernde Portal tritt mächtig aus der Wand hervor und erscheint auf den ersten Blick wie ein Schlund, der darauf wartet die Passanten einsaugen zu können. Uns musste er allerdings verschonen, denn er war fest mit Spanplatten vernagelt und die Gitter und Warnbaken taten ihr Übriges.

Ändert man ein wenig den Blickwinkel und erahnt die Tiefe des Gebäudes, so wird schnell klar, dass der Marmorpalast, trotzt seiner heute unscheinbaren Straßenfassade einst der größte Tanzsaal in Chemnitz gewesen sein muss und von denen gab es gar nicht mal wenige. Seit spätestens den 1860er Jahren befand sich die Stadt beständig auf Wachstumskurs. Zehntausende verarmte Arbeiter strömten in die Industriemetropole, die deshalb den Namen „sächsisches Manchester“ erhielt und sie alle wollten sich nach Feierband irgendwo für wenig Geld verlustieren. Theater konnten sie sich nicht leisten, Kino gab es noch nicht und Ausflüge aufs Land waren in einer Zeit fehlender Motorisierung gar nicht so einfach. Also schossen wie Pilze die Tanzsäle und Vergnügungsstätten aus dem Boden, wo man nicht nur tanzen, essen und trinken konnte, sondern oft auch ein kleiner Park mit Freisitzen, Spielgeräten und Tiergehegen zur Verfügung stand und so quasi das Land in die Stadt holte. Von diesen Sälen ist nichts übrig geblieben. Viele wurden abgerissen, einige bis zur Unkenntlichkeit umgebaut und wieder andere, so auch der Marmorpalast, warten verfallend auf ihr Ende.

Wir ließen den tosenden Verkehr der Straße hinter uns und näherten uns über eine ruhige Sackgasse der Rückseite des riesigen Hauses. Auch hier begegnen dem Besucher straßenbegleitend wieder die hohen Bogenfenster, welche rhythmisch eine rote Klinkerfassade durchbrechen. Viele waren versperrt, doch aus einigen blitzten uns bunte Bleiglasscherben entgegen, durchmischt mit dem Grün der ersten Frühjahrknospen. An dieser Stelle steht allerlei technischer Klimbim. Nachdem wir eines der völlig ungesicherten Gartentore passiert hatten, sahen wir zum Beispiel zunächst einen Wasserturm und dann einen schon bedenklich an eine Banane erinnernden hohen Klinkerschornstein. Einige Nebengelasse mit Stahltüren verrotteten vor sich hin, aber darüber hinaus grüßte der holde Frühling: Krokusse und Hyazinthen allenthalben und überall aus dem Boden sprießend die grünen Ruten junger Kastanienbäume, die dicke weiße Knospen trugen.



...erst im Inneren offenbart er seine einstige Pracht.

Umso schauriger erschien das Haus. Vor uns ragte ein hoher schmuckloser Giebel auf, der weit oben eine ebenso schmucklose, hölzerne Galerie trug, alles in DDR-Kratzputz-Ästhetik. Zu den einladenden Ruinen zählte der Marmorpalast wahrlich nicht. Eine gähnende Tür ließ uns ein und das Dunkel des Kellers verschluckte uns. Und zunächst war da auch wirklich nichts als Dunkel, nur Pfeiler im diffusen Licht und zahlreiche Stolperfallen. Erst langsam entwickelten sich die Konturen dieser Katakomben, die sich wie eine große Zisterne ins Unendliche fortzusetzen schienen. Doch als sich meine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen begannen, bemerkte ich, dass der Raum so weit gar nicht

war, denn ganz in meiner Nähe türmte sich eine Wand aus Eisenträgern, Holzbalken, Brettern und Parkett auf, triefend vor Nässe und den weiten Keller zur Hälfte ausfüllend. Das Haus war schon bis zum Kellergeschoss durchgebrochen und die beständig hereinströmende Feuchtigkeit sorgte dafür, dass sich der Boden dieser Unterwelt mit Erdreich, Schlamm und Sand gefüllt hatte. Über uns jedoch, dort wo der weggebrochene Boden den Blick freigab, wölbte sich ein gewaltiger, lichtdurchfluteter Saal, der mit Sicherheit drei Stockwerke hoch war und sich bis in den Dachraum erstrecken musste. Geblendet in das Licht blinzelnd, das durch eine große Bresche in der Decke herein schien, erblickte ich golden glänzenden Stuck, mit bunten Fresken ausgemalte Deckenpartien und schwarze Bühnenvorhänge, die sich zerrissen in der Luft wiegten. Ich war fassungslos. Wie konnte diese unscheinbare Kratzputzruine nur solch einen Raum beherbergen? Und wie sollten wir hinauf gelangen? Der Matsch hinderte uns am Weiterkommen, denn man konnte knöcheltief darin einsinken, was nicht besonders angenehm war. Meinem Freund, der einen Weg kannte, tapsig folgend entkam ich dem Keller und fand mich bald ein Stockwerk höher in einem stockdüsteren Korridor wieder, um mich nur einen Durchgang weiter auch schon mitten auf der Bühne zu befinden.

Vor mir breitete sich ein unglaublich weiter und hoher, fensterloser Saal aus, dessen Decke vollständig ausgemalt war und in der Mitte von einer Kuppel abgeschlossen wurde. Er war nicht düster, sondern hell vom Tageslicht erleuchtet, so dass sämtliche Farben bunt und kraftvoll zur Geltung kamen. Doch der Preis für diese wunderbare Ausleuchtung war hoch, denn sie rührte von einer klaffenden Wunde her, die entstanden war, als Teile der Saaldecke eingebrochen waren und donnernd das Parkett bis zum Keller hinab durchschlagen hatten.
Ich erwartete Applaus. Tatsächlich war ich mich ein wenig nervös, als ich langsam und tastend auf die Bühne hinaustrat. Wie muss es wohl gewesen sein noch rasch ein letztes mal die Kleidung zurechtzuzupfen, die Instrumente zu stimmen, ehe man aus dem stillen Dunkel der rückwärtigen Räume ins grelle Licht dieser Bühne hinaustrat und der Applaus im Ballsaal aufbrandete? 3000 Menschen hatten hier nach dem großen Umbau des Jahres 1899 Platz und es gab darüber hinaus noch weitere Säle.



Tageslicht erhellt den alten Ballsaal

Alte Postkarten zeigen einen verschwenderisch ausgestatteten Saal, der noch weit größer war, als der heute erhaltene. Mächtige Pfeiler in Menschengestalt, sogenannte Karyatiden, trennten damals noch zwei Seitenschiffe ab, die durch hohe Bogenfenster erleuchtet wurden – der Saal reichte also einmal komplett durchs Haus! Seiner üppigen Stuckdekoration wegen erhielt das Etablissement den Namen „Marmorpalast“, mit echtem Marmor hatte das jedoch recht wenig zu tun, vielmehr mit Unmengen von Gipszierrat, den wir nunmehr in reich verzierten Bröckchen und Platten überall auf dem Boden verteilt sehen konnten
Nach einem Moment des Staunens wagte ich mich aus dem Halbdunkel der Bühne ins helle Licht des Saals hinein, wo Meisen und

Finken umherflatterten. Welch eine Vorstellung! Der ganze Saal war ein Raum der Luft, ein Reich der Sylphen und zwar nicht nur seiner luftigen Weite wegen, sondern weil Wind und Vögel allenthalben zarte Bewegungen verursachten. Vorhänge zitterten im Luftzug, herabhängende Bretter der Deckenverschalung baumelten hin und her und in allen Ecken flatterte und flüsterte es. Auf den Deckengemälden, welche Ballszenen der 20er Jahre wiedergaben, stiegen die Partygäste wie gutgelaunte Götter ihre gemalten Treppen hinauf und hinab und offenbarten dem Betrachter einen Olymp der Lustbarkeiten. Legt man sich hier auf den Boden, so kann man sich minutenlang der Betrachtung der zahlreichen Tageslichtquellen hingeben, die dem Reich der Saaldecke erst seine Farbigkeit verleihen, von der brachialen Bresche bis hin zu zahllosen zarten Lichtpunkten, die hier und da durch den Deckenputz schimmern. Doch zuvor hieß es Slalom laufen, denn der Boden ist durchlöchert wie ein Schweizer Käse und diese Schlünde reichen bis zu 3m tief in den Keller hinab. Die größten der Löcher befinden sich im Saal selbst und waren entstanden, als die schweren Deckenstuckplatten beim Herabstürzen den Fußboden durchschlagen hatten, doch gab es auch Lücken, wo die Dielung durch die nun eindringende Feuchtigkeit verrottet war und solche, wo sich ganz offensichtlich Holzdiebe ans Werk gemacht hatten.

Wie ich später herausfinden sollte, hat der Ballsaal des Marmorpalasts schon allerhand gesehen. 1925 kam es zu einer Saalschlacht zwischen Anhängern und Gegnern der Nationalsozialisten als Joseph Goebbels eine Rede zu halten versuchte, 1927 sprach hier Adolf Hitler und 1952 Erich Honecker, damals allerdings noch Vorsitzender der FDJ. Vom Ballhausbetrieb war da schon keine Rede mehr. Nachdem der Zweite Weltkrieg Theater und Opernhaus der Stadt Chemnitz zerstört hatte, nutzte man den Marmorpalast seit 1945 als Behelfsspielstätte, was eingreifende Umbauten zur Folge hatte. Der große Saal wurde verkleinert und durch Einbauten verdunkelt, denen auch ein Großteil der reichen Ausschmückung zum Opfer fiel.



Zierrat und Zerstörung: der Vorsaal des Ballhauses ist heute ein zweigeteilter Raum

Die Bühnentechnik dieser Jahre findet sich noch heute allenthalben. Notenpulte, Lautsprecher, Seilzüge und Leuchttechnik sind in fast jeder Ecke zu finden. Die schwarzen, kahlen Seitenwände mit ihren zwei kleinen Logen, die Bühnenvorhänge, die Flügeltüren – sieht man von der farbenfrohen Decke ab, stammt eigentlich fast alles im Saal aus tiefsten DDR-Zeiten. Immer wieder hatte man damals Geld in den Marmorpalast gesteckt, aber für eine wirkliche Grundsanierung hatte es dann doch nie gereicht. Die 1950 eröffnete Operette musste schon 1963 wegen Baumängeln wieder schließen. Was blieb, waren der Probenbetrieb, diverse Lagerräume und Werkstätten. Die letzten verließen den Palast still und leise 1996.

Einst war das freilich anders. Da herrschten Trubel und Gedränge, Gelächter und Gejohle. Durch den Haupteingang und vielleicht auch die Seiteneingänge schoben sich die Massen herein und drängten nach den Billets. Was gab es denn heute? Spielte die Kapelle auf, gab es Boxkampf, Variete, war die

Kegelbahn geöffnet? Auf den mit grüner Majolika gefliesten Eingangsbereich, wo es besonders eng zuging, folgte ein großzügiger, reich mit Stuck gezierter Vorsaal, der sich über die ganze Breite des Etablissements zog und auch die Garderobe beherbergte. Würde man sich schon in den Saal setzen und Getränke bestellen oder doch noch mal hinaus in den Park gehen sich die Füße vertreten?
Tritt man heute durch die weiten Flügeltüren vom Saal in den Vorsaal hinaus, so ist der Glanz von damals noch deutlich spürbar, zumindest in jener Seite der Galerie, die nicht vom Keller bis zum lichten Himmel hinauf durchgebrochen ist. Linker Hand gibt es Stuckpilaster mit reichen floralen Verzierungen, Holzvertäfelungen, Garderobenschränke und eine rote, von Stuckleisten gerahmte Deckenfassung. Rechter Hand führen Türen ins Leere und Treppen ragen ins Nichts hinein, Eisenträger baumeln und das bloße Mauerwerk ist freigelegt; der zierliche Majolika-Vorraum ist düster und voller Schutt. Der so zweigeteilte Raum bietet ein unfassbares Bild, doch ist er auf seine Art wunderschön.

Der Chemnitzer Marmorpalast erschien mir wie ein Feenreich, vom Blau des Himmels erleuchtet, dessen Licht Pflanzenornamenten und Tänzerfiguren Bewegung einhauchte, bunte Glassplitter aufblitzen ließ und in sich selbst zarte Regung zu enthalten schien. Durch zerbrochene Fenster, deren Bleiglasmosaike sich wie Blasen mal hierhin, mal dorthin wölbten, schaute das zarte Grün des erwachenden Frühlings herein, Kastanien, Pappeln und Ahornbäume, die im einstigen Park des Palasts zu stattlicher Größe herangewachsen waren und nun ihr ganz eigenes Zauberreich bildeten. Und dann noch die Geräusche: Dort ein Rieseln, hier ein leichtes Knarren, das Zwitschern eines aufgeregten Vogels, die Schwingungen einer Diele, die von irgendwo herab hängt. Das alles verschmilzt hier zu einem ganz eigenen Konzert, einer großen Vorstellung dieses Hauses, seiner Geschichte und der Natur und Geister, die es erfüllen.
Leise zogen wir uns nun zurück. Wir haben uns bis hinauf zur Bühnentechnik des Dachbodens noch einiges angesehen, doch genügt es zu sagen, dass eine Symphonie aus Luft und Licht sich auf alle Teile dieser großen Spielstätte erstreckte.

Wie es weiter gehen soll mit dem Marmorpalast, das weiß gerade niemand. Es ist keine zwei Jahre her, da hatte die Stadt Chemnitz ihn an einen Investor verkauft, der ihn abreißen und Eigenheime auf dem Areal errichten lassen wollte. Der Plan scheiterte, denn der Abriss des riesigen Hauses wäre schlicht und einfach zu teuer gewesen. Ich hoffe, dass solchen Plänen kein Erfolg beschieden sein wird. Nicht weil ich meine, dass der Marmorpalast dringend gerettet und in einstiger Pracht wiederhergestellt werden müsste. Nein, eigentlich gehr es mir um die Krokusse und Hyazinthen und um die Finken, die unterm Gold der Saalkuppel nisten.

Shane



Hinter dieser Tür gähnt das Nichts; der Marmorpalast ist ein Reich der Luft.

The Witchy News

03. 02.
Forstarbeiter haben den seit vielen Jahren von diversen Asatru-, Celtoi- und Wicca-Gruppen genutzten Steinkreis an den Externsteinen zerstört. Dies sei nicht mit Absicht geschehen, entschuldigte sich Peggy Pfaff, Sprecherin des Landesverbandes Lippe. Viele lokale Heiden sehen das anders, denn Drangsalierungen durch Wachpersonal bis hin zu Handgreiflichkeiten habe es hier schon häufig gegeben. Nun läuft eine groß angelegte Petition zur Wiederherstellung des Steinkreises.
http://www.lz.de/home/nachrichten_aus_lippe/horn_bad_meinberg/horn_bad_meinberg/3530200_Landesverband_bedauert_Zerstoerung_von_Steinkreisen.html

04. 02
Kirchliche Arbeitgeber können von ihren Angestellten nicht zwingend verlangen, Mitglied einer Religionsgemeinschaft zu sein, entschied das Arbeitsgericht in Aachen. Geklagt hatte ein Pfleger, dessen Bewerbung von einem katholischen Krankenhaus mit Hinweis auf die Konfessionslosigkeit des Mannes abgelehnt worden war. Der richtige Glauben dürfe von kirchlichen Arbeitgebern zwar verlangt werden, jedoch nur im pastoralen und erzieherischen Bereich, so die Richter.
http://www.focus.de/finanzen/karriere/arbeitsrecht/arbeit-job-absage-wegen-religion-kann-diskriminierung-sein_aid_912152.html

10. 02
30 Millionen Menschen besuchten bis jetzt schon das religiöse Fest Maha Kumbh Mela, welches am Zusammenfluss der heiligen Ströme Yamuna und Ganges im indischen Allahabad stattfindet. Das Fest ist eines der größten der Erde und wird nur alle 144 Jahre gefeiert. 100 Millionen Menschen werden über die nächsten 55 Tage noch erwartet. Traurige Realität: Der Yamuna gilt als einer der dreckigsten Flüsse Indiens und ist biologisch tot.
http://www.firstpost.com/blogs/maha-kumbh-mela-not-just-about-religion-its-about-poverty-too-624125.html

12. 02
Unglaublicher Zufall! Im Karicartoon-Kalender 2013 zeigt das Bild für den 10. Februar, den Papst, wie er im Lotto gewinnt und sich dabei denkt „Morgen kündige ich!“ Tatsächlich dankte Papst Benedikt XVI. am folgenden Tag ab.
http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.de/2013/02/treffsicherer-als-jeder-wahrsager.html

12. 02
Die Klage einer Mutter auf Einführung des Ethikunterrichts an Grundschulen wurde vom Verfassungsgericht des Landes Baden-Württemberg abgewiesen. Zwar bestimme das Schulgesetz des Landes, dass konfessionslose Kinder nicht am Religionsunterricht teilnehmen müssen, ein einklagbares Recht auf Ethikunterricht gäbe es deshalb aber nicht.
http://www.lto.de/recht/nachrichten/n/vgh-baden-wuerttemberg-urteil-9-s-218012-ethikunterricht-grundschule-schulfach-anspruch/

01. 03.
Der US-amerikanische Nachrichtensender Fox News, Sprachrohr der Konservativen,

wettert gegen Wicca. Wenige Tage vor dem Pathaceon, der größten neopaganen Konferenz in den USA, beschäftige man sich dort mit der Anerkennung neopaganer Feste durch mehrere Universitäten des Landes. Das sei jedoch eine Ausdünnung christlicher Werte und unterstreiche die Gegnerschaft der Wicca zur Gesellschaftsordnung der USA, so Reporterin Tammy Bruce.
Wenige Tage später musste der Sender einknicken und sich öffentlich entschuldigen.
http://www.sternenkreis.de/index.php/news/123-pagan-news/385-wicca-im-amerikanischen-fersehen-gedisst-und-die-folgen

03. 03
In der ägyptischen Stadt Luxor besetzen Andenkenverkäufer das Tal der Könige und blockieren den Zugang zum Tempel des Amun. Grund dafür sind die zu hohen Mieten im Basar, die viele Händler nach den Umsatzeinbußen der Revolutionsjahre nicht mehr bezahlen können.
http://www.wz-newsline.de/home/panorama/andenkenverkaeufer-riegeln-tal-der-koenige-ab-1.1255062

05. 03
Im schweizerischen Sankt Gallen steht eine bekennende Satanistin vor Gericht. Die Pflegerin hatte für Fotos neben einer toten Seniorin posiert und diese Bilder dann auf Facebook hochgeladen. Die betroffene Gemeinde erstattete Anzeige wegen Störung der Totenruhe.
http://www.krone.at/Digital/Teufelspflegerin_posierte_mit_Leiche_auf_Facebook-Schweizer_bestuerzt-Story-353336

07. 03
Die Vatikanbank ist im Visier ihrer eigenen Finanzaufsicht (AIF). Mehrere ihrer Kunden haben wohl „problematische“ Einnahmen. Darunter soll auch ein Anwalt sein, der Seligsprechungen für 40.000€ anbietet.
http://www.bild.de/geld/wirtschaft/vatikan/ermittlungen-in-vatikan-bank-29401278.bild.html

13. 03
Der neue Papst ist da! Und er ist Argentinier. Wir sind also nicht mehr Papst. Dafür ist der Neue, Franziskus I. ein großer Twitter-Star.
https://twitter.com/Pontifex

16. 03
Sekten-Experten warnen vor Astro- und Esoterik-Hotlines. Die psychischen Notlagen der Anrufer würden hier durch die Berechnung horrender Preise zunehmend schamlos ausgenutzt. Besonders Frauen ab 30 geraten in Abhängigkeit von esoterischer Telefonberatung, die in Einzelfällen schon Rechnungen von bis zu 10000 Euro nach sich zog.
http://www.focus.de/gesundheit/news/heiler-und-astro-hotlines-sekten-experten-warnen-vor-dubioser-esoterik-abzocke_aid_941544.html

22. 03.
Syrische und ägyptische Heiden stellen ihre Internetaktivität zunehmend ein. Wie das amerikanische Pagan Newswire Collective berichtet, würden die Kontakte in die vom „Arabischen Frühling“ erfassten Länder mehr und mehr abreißen. Insbesondere in Syrien würden bekennend Pagane verfolgt und müssten oft fluchtartig das Land verlassen. Doch auch im ruhigeren Ägypten wächst die Angst der Heiden vor den immer stärker werdenden Muslimbrüdern.
http://pncminnesota.com/2013/01/17/in-syria-and-egypt-pagan-voices-fall-silent/

02. 04
In der nepalesischen Hauptstadt Kathmandu geht man erstmals gegen streunende Kühe vor, die die Straßen unsicher machen. „Sie verursachen nicht nur Unfälle, sondern machen die Straßen unordentlich“, so Polizeisprecher Pawan Giri. Da Kühe in Nepal als Inkarnation der Göttin Lakshmi gelten, werden sie lediglich zusammengetrieben und können von ihren Besitzern abgeholt werden. Obwohl der Hinduismus seit 2008 nicht mehr nepalesische Staatsreligion ist, stehen auf das Schlachten einer Kuh immer noch bis zu 12 Jahre Haft.
http://religion.orf.at/stories/2578173/

03. 04
Italienische Archäologen haben im Südwesten der Türkei das aus der römisch-griechischen Mythologie bekannte „Tor zu Hölle“ entdeckt. Aus dem sogenannten Plutonion bei Pamukkale, einer tiefen Grotte, strömen so giftige Gase, dass in der näheren Umgebung Lebensgefahr besteht. Wie nahe gelegene Tempel vermuten lassen, ist hier neben Kore auch Kybele verehrt worden, beides Göttinnen, die in enger Verbindung zur Unterwelt stehen.
http://www.krone.at/Wissen/Archaeologen-team_aus_Italien_entdeckt_Tor_zur_Hoelle-Fund_in_der_Tuerkei-Story-356839

12. 04.
Der Verkauf zeremonieller Hopi-Masken auf einer Auktion in Frankreich hat laute Proteste des Indianerstammes der Hopi ausgelöst. „Wir haben viele Kunstgegenstände, die wir gern mit anderen Kulturen teilen, aber nicht diese!“, meint ein im Saal protestierender Indianer. Die Käufer waren da anderer Meinung. „Hätte es im 19. Jahrhundert nicht Sammler wie uns gegeben, würde die Hopi-Kultur womöglich gar nicht mehr existieren“, sagte ein Auktionsteilnehmer, der lieber ungenannt bleiben wollte.
http://www.reuters.com/article/2013/04/12/entertainment-us-france-masks-idUSBRE93B0AH20130412

12. 04.
Papua-Neuguineas Premierminister Peter O’Neill verspricht die 1971 erlassenen Hexereigesetze so bald wie möglich abzuschaffen. Die Gesetze stellen schwarze Magie unter Strafe und führten immer wieder zu brutalen Übergriffen und Morden. Nun soll den in Banden operierenden Hexenjägern des Landes die Legitimation entzogen werden.
http://www.nytimes.com/2013/04/13/world/asia/papua-new-guinea-considers-repealing-sorcery-law.html?ref=todayspaper&_r=1&

17. 04.
Ein von der deutschen Forschungsgemeinschaft gefördertes volkskundliches Forschungsprojekt untersucht den modernen Schamanismus in der Eifel. Erstes Fazit: Schamanismus ist ein sehr vielschichtiges Phänomen und spricht Menschen aus allen Gesellschafts- und Bildungsschichten an.
http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.de/

23. 04.
Roberta Stewart feiert mit Gleichgesinnten den sechsten Jahrestag der Anerkennung des Pentakel-Symbols durch die US-Regierung.
Zwei Jahre lang hatte Roberte um einen Grabstein mit Pentakel für ihren Mann Patrick gekämpft, der 2005 in Afghanistan gefallen war. Sergeant Patrick Stewart war bekennender Wicca. Die Kontroverse um einen angemessenen Grabstein hatte in Wicca-Kreisen hohe Wellen geschlagen und vor allem unter pazifistischen Heiden nicht nur positive Resonanz gefunden.
http://wildhunt.org/

F. Wirth